

Das Ganze im Viertel



Das Ganze im Viertel

Inhalt

7	Editorials
10	Was ist eigentlich ein Generationenhaus
14	Leben im Café Nachbarschaft
18	... im Gespräch
21	Ein Streifzug durch die Quartiersgeschichte
26	Von den Irrungen und Wirrungen zur glücklichen Fügung
32	Bewegende Geschichte eines bewegten Lebens
35	Ein anderes Stück Erde
38	Aus Urlaub wurde Heimat
40	Es ist das ideale Modell
44	Bei uns treffen sich die Alltagsexperten
46	Das tägliche Brot für Künstler
52	Musik kennt keine Grenzen
54	Das erfreut einfach mein Herz
58	Die Geschichte von einem schwierigen Anfang mit gutem Ausgang...
62	Die Herren Schmid haben wirklich gespart
67	Barrierefreie Nachbarschaftshilfe
68	Mikrokosmos Generationenhaus
70	Wie sich eins ins andere fügte – und so zu einem Gesamtbild wurde
74	Am Ende lesenswert
78	Das Redaktionsteam
83	Impressum



Es war den Herren Rudolf Schmid und Hermann Schmid ein großes Anliegen, ihr umfangreiches Vermögen über eine unselbständige Stiftung der Stadt Stuttgart als Alleinerbin zukommen zu lassen, damit es für den Bau von Alten-, Wohn- und Pflegeheimen verwendet wird. Die Namen der beiden Stifter werden auf diese Weise in Stuttgart permanent mit Leben erfüllt.

In kreativer Zusammenarbeit mit Frau Müller-Trimbusch haben wir Häuser gebaut, die das Prädikat „Solitär“ verdient haben. Schließlich sind sie einzigartig in Deutschland, wenn nicht gar weltweit. Konzept und Architektur wurden inzwischen mehrfach prämiert. Darauf sind wir stolz.

In den Jahren 1998 bis 2001 entstanden insgesamt fünf unverwechselbare Einrichtungen, die so gestaltet wurden, dass sich jede(r) selbst gern darin aufhalten würde: architektonische „Edelsteine“, deren Konzepte und Bauweise einmalig sind: das Seniorenzentrum Rohrer Höhe, die Kindertagesstätte Pfennigäcker, die Generationenhäuser Heschach und West und die Senioren-Begegnungsstätte Schloss-Scheuer Stammheim.

In Heschach gibt es außerdem den Gebrüder-Schmid-Weg, was mich besonders freut, denn ich denke, die Stifter haben es verdient, dass eine Straße in Stuttgart ihren Namen trägt. ■



Edgar Kurz
Testamentsvollstrecker
Geschäftsführer R. und H. Schmid

Früher gab es Großfamilien. Mit Schwestern und Tanten zum Trösten, Cousinen und Brüdern zum Spielen, Omas und Opas, die die Welt erklären konnten. Heute leben die meisten Menschen in kleinen und kleinsten Einheiten. Und ganz gleich, ob sie es lieben oder bedauern – bei jedem kommt von Zeit zu Zeit der Wunsch nach Gemeinschaft auf. Nach einer Gruppe, die einem etwas zu geben hat. Und der man selbst etwas geben könnte. Nichts Materielles: etwas von sich und seinen Erfahrungen. Oder einfach nur seine Zeit.

Im Generationenhaus Heslach der Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung finden sich solche Gruppen. Gezielt, spontan – ganz nach den Bedürfnissen der Menschen, die danach suchen. Hier finden sie einen Ort, wo sie willkommen sind, wo sie sich einbringen, die soziale Infrastruktur ihres Stadtviertels aktiv mitgestalten können. Und das schon seit vielen Jahren mit wachsendem Erfolg.

Jedes Mal, wenn ich ins Generationenhaus Heslach komme, bin ich aufs Neue von den Menschen hier, von der Atmosphäre des Miteinanders, die sie täglich erschaffen, fasziniert. Senioren, Kinder, Behinderte, Nichtbehinderte, Migranten, alte Heslacher, Männer und Frauen – jeder, der möchte, kann hier seinen ganz persönlichen Beitrag leisten für eine sozial verantwortungsvolle, auf gegenseitigen Respekt ausgerichtete, nachhaltige Bürger-Gesellschaft. Kann im Kleinen das fortführen, was die Stifter des Hauses, die Brüder Rudolf und Hermann Schmid, im Sinn hatten: die Situation ihrer Stuttgarter Mitmenschen zu verbessern. Mit dem Generationenhaus Heslach ist dies eindrucksvoll gelungen. Ich wünsche den Nutzern und Machern des Generationenhauses auch in Zukunft Ideen, Kraft und Freude für ihr gemeinsames Wirken. ■



Isabel Fezer

Isabel Fezer
Bürgermeisterin der Landeshauptstadt Stuttgart,
Referat Soziales, Jugend und Gesundheit

Zehn Jahre Generationenhaus Heslach sind ein Anlass, zurück und nach vorne zu schauen – ja, und natürlich zu feiern. Zu feiern gibt es eine Menge. Zum einen, weil eine großzügige Stiftung dieses Haus erst möglich gemacht hat. Zum zweiten jedoch, dass dieses Haus auch das geworden ist, was es werden sollte – ein Haus, in dem sich alle Menschen treffen und in ganz verschiedener Art und Weise miteinander leben können. Gelungen ist etwas, um das anderswo noch gerungen werden muss. Das Miteinander von allen, sei es mit jungen und alten, mit behinderten und nichtbehinderten, mit inländischen und ausländischen Menschen unterschiedlicher Kulturen, Herkunft und Bildung. Sei es bei einem Besuch im Café Nachbarschaft oder der Nutzung des Hauses durch das Mitwirken in einem Verein im Initiativzentrum, sei es im gemeinschaftlichen Miteinander im Familien- bzw. Nachbarschaftszentrum MüZe Süd oder eben das Wohnen und Leben in diesem Haus wie im Pflegezentrum oder in der Wohninitiative Wabe e. V. Das Generationenhaus Heslach ist zu einer Anlaufstelle, einem Mittelpunkt mitten in Heslach geworden: Das Ganze im Viertel. Das ist nicht von alleine entstanden, sondern viele aktive Bürgerinnen und Bürger haben hierzu ihren kleinen oder großen Beitrag geleistet. So ist der Geburtstag auch ein Anlass, zehn Jahre ehrenamtliches Engagement zu honorieren und DANKE zu sagen.

Fehlen darf nicht der Blick nach Vorne. Fortgeführt und vertieft wird natürlich, was den Erfolg des Generationenhauses ausmacht und worauf wir stolz sind. Das Haus wird sich zukünftig noch weiter nach Heslach öffnen. Nicht nur offensichtlich durch mehr Leben im Gebrüder-Schmid-Weg vor der Haustüre, sondern durch engeres Zusammenwirken mit anderen Aktivposten in Heslach, wie den Demografielotsen und der Zukunftswerkstatt, der Wirtschaft mit dem Handels-, Gewerbe- und Dienstleistungsverein „Der Süden e. V.“, der Politik mit dem Bezirksbeirat Stuttgart-Süd, dem Gemeinwesenzentrum „Altes Feuerwehrhaus“, vielen weiteren gemeinnützigen Organisationen und natürlich den Kirchen in Heslach.

Genießen Sie die Lektüre dieser Edition, die uns mit all ihren gelungenen Seiten die Energie und die Freude für die Fortführung der Erfolgsgeschichte „Generationenhaus Heslach“ gibt. ■



Rupert Kellermann

Rupert Kellermann
Bezirksvorsteher Stadtbezirk Stuttgart-Süd

Was ist eigentlich ein Generationenhaus?



Die Bezeichnung Generationenhaus steht für eine Einrichtung, die je nach Konzeption allen Generationen als Lebensraum zur Verfügung steht. Ein Generationenhaus besteht wie ein Puzzle aus vielen Teilen, die sich zu einem Ganzen zusammensetzen. Es möchte die Handlungsfähigkeit von Menschen, die Isolation und zunehmender Anonymität ausgesetzt sind, erhalten und ihnen die Gelegenheit bieten, weiterhin am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Außerdem soll die fast ausgestorbene Lebensform der Groß- oder Mehrgenerationenfamilien in einem Haus wieder hergestellt werden und durch Angebote für Jung und Alt wiederbelebt werden.

Ein Generationenhaus ist ein öffentlich zugänglicher Ort des Willkommenseins. Seine Aufgaben: den Zusammenhalt zwischen den Generationen zu stärken, Nachbarschaftsstrukturen zu fördern, bestehende Angebote des Gemeinwesens zu integrieren und somit ein generationsübergreifendes Miteinander zu ermöglichen. Jeder ist herzlich willkommen und eingeladen mitzumachen, selbst aktiv zu werden. Herkunft, Krankheiten oder Behinderungen spielen dabei keine Rolle.

Gesellschaft im Wandel

Was hat nun aber dazu geführt, dass Generationenhäuser notwendig und schließlich konzipiert wurden? Unterschiedliche Entwicklungen, wie Individualisierung, familiärer und demografischer Wandel haben unsere Gesellschaft verändert.

So, wie die Individualisierung in der Familie zunahm, nahmen auch die Pluralisierung der Lebensformen und die Anforderungen zu. In den fünfziger Jahren war es üblich, dass sich eine Frau zu Hause um die Erziehung der Kinder und den Haushalt kümmerte und keiner beruflichen Beschäftigung nachging. Seither hat sich einiges verändert! Die Frauen strebten auch außerhalb der Familie nach Anerkennung, nach eigenen Einkommen oder wollten zur Überwindung finanzieller Engpässe beitragen. Bereits in der Nachkriegsgeneration war die klassische Vater-Mutter-Kind-Familie nicht mehr die Regel. Mittlerweile ist sie eine neben vielen anderen Lebensformen.

Viele Menschen leben alleine – ohne Familienmitglieder oder Verwandte. Großfamilien und das gemeinsame Leben und Wohnen über Generationen hinweg besitzt heutzutage eine geringe Akzeptanz.

Die demografische Entwicklung spiegelt sich vor allem in der zu niedrigen Geburtenrate und der immer älter werdenden Gesellschaft wider. Eine nachhaltige Familienpolitik muss daher die Familiengründung unterstützen, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen und somit eine Erleichterung für die Eltern bieten.

Ziel der Generationenhäuser ist es nun, diese Veränderungen aufzugreifen und die Handlungsfähigkeit der Menschen zu erhalten. Eine stationäre oder teilstationäre Einrichtung soll keine ‚Verwahrnalt‘ sein, sondern die Lebensfähigkeit der Menschen erhalten und verbessern. Älteren Menschen soll die Möglichkeit gegeben werden, ihr über Jahrzehnte erlerntes Wissen und Können an andere Menschen weiter zu geben und dadurch aktiv am Leben in der Gesellschaft teil zu haben.

Wie kann die Gesellschaft dem begegnen?

Familiärer und demografischer Wandel, der damit einhergehende Strukturwandel des Alters und die Neugestaltung der Verhältnisse zwischen den Generationen – daraus ergeben sich gravierende Folgen in der Gestaltung einer familiengerechten Umwelt. Und noch ein Aspekt spielt in diesem Zusammenhang eine große Rolle: Wie gestaltet sich die soziale Infrastruktur? Unter der Vielzahl der sozialen Einrichtungen hat jede ihren eigenen Standpunkt, ihre jeweilige Spezialisierung und untereinander fehlt oftmals die Kooperation. Die Frage ist, wie kann auf all das reagiert werden? Wie kann eine Einbindung aller Generationen unter diesen Voraussetzungen stattfinden?

Die Notwendigkeit von Veränderungen liegt auf der Hand. Immer mehr Menschen leben isoliert, alleine und anonym. Vor allem Randgruppen wie Menschen mit Behinderungen oder kranke Menschen, ältere Bürger, Alleinerziehende und mittellose Menschen, die durch ihre Beeinträchtigung kaum Möglichkeiten haben, am gesellschaftlichen Leben in der Gemeinschaft teilzunehmen, sind davon betroffen. Wie könnten diese Veränderungen aussehen? Wie könnte eine Verbindung der Generationen entstehen und neue Formen der Begegnungen geschaffen werden? Die Zielsetzung dabei lautet: das generationsübergreifende Miteinander aller Menschen zu fördern und somit den Kontakt zu anderen Menschen herzustellen und einen Austausch zwischen den Generationen zu ermöglichen. Die Stunde der Generationenhäuser! Sie möchten diesen Veränderungen entgegenwirken. In ihnen finden die Menschen einen Ort, an dem die genannten Defizite beseitigt und die Großfamilie in neuer Form wieder aufleben kann.

An der Tatsache, dass jeder Mensch ein Teil der Gesellschaft ist, hat sich nichts geändert. Egal, wie wir leben – wir brauchen das gemeinschaftliche Leben. Wir, die einzelnen Teile, ergeben eine große Gemeinschaft. Und diese Gemeinschaft spiegelt sich im Generationenhaus wider: es ist ein öffentlich zugänglicher Ort, an dem sich Menschen unterschiedlicher Generationen und Kulturen begegnen, sich austauschen und von den Fähigkeiten und dem Wissen anderer profitieren können. »

« An verschiedenen Orten in Deutschland – so auch in Stuttgart – gibt es bereits unterschiedliche Projekte. Zum Beispiel das Generationenhaus als gemeinsames generationsübergreifendes Wohnen, wie es die Menschen des Wabe e. V. auf dem Burgholzhof leben. Oder das Generationenhaus als Begegnungsstätte und aktives Miteinander mehrerer Generationen, wie es in Institutionen des Aktionsprogramms Mehrgenerationenhäuser und weiteren Generationenhäusern umgesetzt wird.

Das Generationenhaus Hesch der Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung

Das Generationenhaus Hesch liegt mitten im innerstädtischen, sehr dichten und multikulturellen Stadtteil Stuttgart-Süd, im Gebrüder-Schmid-Weg. Nach ihrem Tod vermachten Rudolf und Hermann Schmid, denen eine Generalagentur dreier namhafter Versicherungen gehörte, ihr gesamtes Vermögen in Höhe von 100 Millionen DM an die Landeshauptstadt Stuttgart. Zu Lebzeiten waren sie fleißige und sparsame Schwaben, denen es am Herzen lag, mit ihrem Vermögen die Situation ihrer Mitmenschen zu verbessern. Aus den Mitteln der Stiftung wurden fünf soziale Einrichtungen verwirklicht – eine davon ist das Generationenhaus Hesch. Es wurde im August 2001 fertig gestellt und bereits im Oktober des gleichen Jahres kamen die ersten Bewohner.

Die Konzeption des Hauses besteht aus fünf Säulen:

- » einem Pflegezentrum des städtischen Eigenbetriebs Leben & Wohnen mit Junger Pflege sowie Seniorenpflege,
- » einem Familien- und Nachbarschaftszentrum, MüZe Stuttgart Süd e. V., ein Treffpunkt für Familien von Familien,
- » einer Wohngemeinschaft des Vereins WABE e. V., in der fünf Menschen auf besondere Art zusammenleben und
- » einem Initiativenzentrum, mit über 60 eingebundenen Vereinen und Initiativen, die sich für die Idee des Miteinanders engagieren.

Diese vier Einrichtungen arbeiten als Kooperationspartner zusammen.

Die fünfte Säule ist das angeschlossene gewerbliche Dienstleistungszentrum, mit Bank, Läden, Friseursalon, Eiscafé, Diakoniestation sowie Krankengymnastik- und Arztpraxen.

Der Grundgedanke des Hauses lautet:

„Wir schaffen jeden Tag neu Gelegenheiten und Räume, in denen Begegnungen zwischen den Generationen stattfinden, geprägt vom gegenseitigen Respekt, vom Spaß am gemeinsamen Tun und von der Bereitschaft, voneinander zu lernen.“

Ziele des Generationenhauses Hesch sind das generations- und kulturenübergreifende Miteinander, die Schaffung eines Ortes des Willkommenseins und der Unterstützung.

Zur Verwirklichung der Ziele wird die Einbindung von Vereinen und Initiativen des Stadtteils gesucht. Menschen aller Kulturen und Generationen haben



die Möglichkeit, an generationenübergreifenden Dialogen, Begegnungen der Kulturen, Bildungs- und Fortbildungsmöglichkeiten, Kulturveranstaltungen und Festen teilzunehmen. Unter dem Motto, „wenn die Menschen nicht zur Kultur kommen können, bringen wir die Kultur zu den Menschen“ organisiert und koordiniert das Initiativenzentrum Termine und Veranstaltungen für Jung und Alt. Einmal im Monat führt das Amsel-Theater einen Veranstaltungsnachmittag mit anspruchsvollem Programm durch. Eine weitere Veranstaltungsreihe gestaltet Nellys Puppentheater, das traditionelles Marionettentheater für Jung und Alt bietet. Darüber hinaus finden Veranstaltungen im Bereich Kultur, Weiterbildung und Qualifizierung, Bewegung und Tanz, Beratung und vieles mehr statt. Im Foyer des Hauses, dem Café Nachbarschaft, werden regelmäßig Spiele-, Karaoke- und Unterhaltungsangebote durchgeführt.

Das Spektrum ist vielschichtig und generationenübergreifend, nicht zuletzt dank der verschiedenen Räumlichkeiten. So verfügt das Initiativenzentrum über einen gut ausgestatteten Büroraum, eine Computerwerkstatt, vier Veranstaltungsräume mit Platz für 10 bis 200 Personen und einen Feiertag.

Gestaltet von den 60 Initiativen und Vereinen finden im Generationenhaus Hesch jährlich über 3000 Veranstaltungen für all die vielen Menschen statt, die gerne mit anderen feiern, gestalten und einfach nicht alleine sein möchten. Hier findet jeder seinen Platz, ob als Akteur oder Zuschauer – einfach als Mensch, der willkommen ist. ■



Bild: Hermide und Yadi Ghobadi

Sabine Böhringer

Leben im Café Nachbarschaft

Yadi, der nun seit neun Jahren im Pflegezentrum des Generationenhauses Heselach lebt, hat seit der Eröffnung des Café Nachbarschaft im Foyer im Mai 2008 keine Langeweile mehr. „Frau Haegele hat mein Leben verändert, Gratulation“, lobt der im Rollstuhl sitzende Bewohner die Koordinatorin des Hauses, die seit ihrem Eintritt im Januar 2005 hier vieles bewegt hat, u. a. dieses Café. Es hat täglich geöffnet, wird vollständig vom Ehrenamt getragen und drei bis vier Mal die Woche ist hier Kultur und Unterhaltung geboten. Yadi hat im Café schon viel Zeit verbracht, viele schöne Momente erlebt und viele Freunde gefunden. Als es über Weihnachten für drei Wochen zu war, war das für ihn eine lange Zeit. Er hat fast nur in seinem Zimmer gelesen und fern geschaut. Seitdem das Café wieder offen ist, geht er täglich hin. Yadi spricht damit für die meisten Bewohner der Jungen Pflege, die man häufig im Café antrifft.

Oronzo, quirliger Italiener und immer gut drauf, ist einer der vielen Nachbarn die regelmäßig hierher kommen und sich auch engagieren. Er ist gar zur guten Seele des Hauses geworden, übernimmt gerne Dienste, die anstehen und kümmert sich um die Bewohner. Die Kurdinnen Leyla und Inci stehen regelmäßig hinterm Tresen, ebenfalls die Inderin Aneesa. Leyla und Aneesa kamen über den Deutschkurs der AWO ins Generationenhaus und engagieren sich hier, um im direkten Kontakt mit den Menschen ihre Deutschkenntnisse aufzubessern. Leyla engagiert sich zudem, um einfach wieder eine Aufgabe zu haben. Ein älteres Ehepaar aus Botnang kümmert sich samstags um die Bewohner des Hauses. Für Bewohnerin Rosi ist deren Engagement das Highlight der Woche – wenn das Paar Pizza und Döner vom Türken um die Ecke besorgt und sie und ihre Mitbewohner bewirten und umsorgt. Das Ehepaar wollte sich ehrenamtlich einbringen und ist durch eine Zeitungsanzeige auf das Café aufmerksam geworden. Welch ein Glück für das Haus!

Christa, eine direkte Nachbarin, kommt regelmäßig hierher, um in Gesellschaft zu sein. Sie trinkt ihren Kaffee, wirft etwas ins Spendenkässle und liest, wenn nichts los ist, ihre Zeitung. Ihr Mann ist krank und die Stunden hier sind eine schöne Abwechslung für sie. Die Heselacherin Marianne Kosok verbindet ihr Engagement im Café mit dem Bedürfnis, in Gesellschaft ihres Mannes zu sein, der im Pflegezentrum untergebracht ist. Unterschiedlichste Beweggründe und Bedürfnisse bringen die Menschen hier zusammen. Genau das ist Sinn und Zweck des Cafés, Nachbarschaft zu schaffen (deshalb die beiden ff im Namen), sie aktiv zu gestalten, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu schaffen und den Menschen das Leben einfacher und schöner zu machen. »

« Nach dem Umbau des Foyers war das Café der nächste notwendige Wachstumsschritt in der Entwicklung des Hauses. Schon in den Jahren zuvor nahm das Engagement der Initiativen im Haus stetig zu. Aber dieses spielte sich ausschließlich in den hinteren Räumen ab. Wer das Generationenhaus besuchte, fand ein leeres, wenig einladendes Foyer vor und musste erst mal zum Leben im Haus „durchdringen“. Seit es das Café gibt, repräsentiert schon der Eingangsbereich, wie viel Leben das Haus doch bietet. ■





Sabine Böhringer

... im Gespräch

1. *Wie lange leben/arbeiten Sie im Generationenhaus Heschlach?*
2. *Was waren für Sie in der Zeit die Highlights in der Entwicklung des Hauses?*
3. *Was wünschen Sie sich für die Zukunft des Hauses?*

Heidi König (ehrenamtliche Mitarbeiterin im Café Nachbarschaft)

1. Seit 2 Jahren arbeite ich nun ehrenamtlich im Café. Ich mache auch gerne mit den Bewohnern der Jungen Pflege Ausflüge, z. B. in die Wilhelma. Ich lebe im Stuttgarter Westen, komme über die Vermittlungsstelle des Ehrenamts in der Nadlerstraße hierher. Nach einem stressigen kaufmännischen Beruf wurde ich erwerbsunfähig und wollte mich engagieren, um eine Aufgabe zu haben. Das hier ist etwas ganz anderes. Ich habe sehr viel Freude an dieser Arbeit und einen tollen Kontakt zu den Leuten, es tut mir sehr gut, hier zu sein.
2. Highlights waren für mich eher die kleinen Begebenheiten, z. B. das Lächeln eines schwerkranken Menschen im Rollstuhl. Oder eine schöne Veranstaltung. Ich kümmere mich hier vorrangig um die behinderten Menschen, helfe ihnen, wo ich kann. Außerdem mag ich die Menschen aus den verschiedenen Kulturen.
3. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ich weiter hierher kommen und die Menschen hier begleiten kann.

Nihat Tanay (Demografielotse im Generationenhaus)

1. Ich komme aus der Türkei, lebe seit über 35 Jahren in Heschlach. Das Haus kenne ich seit der Eröffnung 2001. Meine Frau Inci und ich arbeiten beide hier ehrenamtlich. Carola Haegele haben wir 2007 kennen gelernt, als wir wegen eines Frauenabends für türkische Frauen mit ihr Kontakt aufgenommen haben. Seitdem arbeiten wir eng zusammen. Unser Verein ADD hat hier seit 2 Jahren einen Platz gefunden. Ich bin Vereinsvorstand und verantwortlich für die Bildung. Wir bilden Eltern und Kinder aus, haben Kinder aus allen Kulturen im Mathe- und Deutsch-Förderunterricht. Seit zwei Jahren halte ich diesen Unterricht. Als Architekt in Rente habe ich genug Zeit für diese ehrenamtliche Arbeit und privat für meine beiden Söhne. Inci ist seit drei Jahren ehrenamtlich im Café, an drei Tagen in der Woche.
2. Hier ist jeder Tag ein Erlebnis. Im Café ist jeden Tag etwas los. Die Eröffnung des Cafés, meine Schüler und Eltern sind meine Highlights.
3. Die Ideen von Frau Haegele finde ich fantastisch. Sie gibt den Menschen viel. Wir unterstützen diese Ideen gerne. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass die Straße von dem Haus verkehrsberuhigt wird. Die Autos fahren zu schnell und das ist gefährlich für Kinder und Bewohner. Wir haben Projekte am Laufen, um diesen Bereich etwas zu beleben.

Rosi (Bewohnerin der Jungen Pflege)

1. Ich lebe seit Dezember 2003 im Pflegezentrum. Wegen einer Lungenembolie kam ich direkt von einer Kur in Bad Wildbad hierher.
2. Ein Highlight ist für mich, dass mein Leben hier in geordneten Bahnen verläuft. Und dass es im Generationenhaus einen familiären Zusammenhalt gibt. Ich finde es toll, dass es hier immer mehr wächst, dass immer mehr Leute von außen kommen. Im Café lerne ich nette Leute kennen, beispielsweise eine Frau, die angeboten hat, uns Bewohnern vorzulesen. So etwas rührt mich.
3. Für die Zukunft fällt mir spontan nichts ein.

Uschi (ehrenamtliche Mitarbeiterin im Café Nachbarschaft)

1. Ich arbeite seit November 2010 im Café an sieben Tagen in der Woche. Weil es mir so viel Spaß macht. Das hier ist meine Familie, die Besucher, die Bewohner. Es ist wunderschön, hier zu arbeiten, es ist eigentlich gar keine Arbeit. Wir unterstützen uns gegenseitig. Ich lebe in Bad Cannstatt, das Generationenhaus kenne ich, seit es das Café gibt. Bevor ich dort arbeitete, habe ich regelmäßig einen Bekannten im Pflegezentrum besucht. »

Ein Streifzug durch die Quartiersgeschichte

- « 2. Die Liebe und Fürsorge des Pflegepersonals für die Bewohner ist für mich ein Highlight. Oder wie die Bewohner untereinander zusammenhalten, wie sie sich respektieren und achten.
3. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass es so bleibt, wie es jetzt ist. Ich würde hier gerne fest angestellt sein.

Petra Schneider (Bewohnerin WABE)

1. Ich lebe hier, seit es das Haus gibt. Mein Einzug war im August 2001. Schon vor meinem Einzug war ich im Nutzertreff, der aus allen Initiativen besteht, die im Haus aktiv sind, z. B. der Heimleitung und dem Jugendhaus. Den gab es schon vor Bezug des Hauses und den gibt es immer noch. Vor Eröffnung des Hauses hat er bei der Bauleitung mitbestimmt, heute beraten wir über unsere gemeinsamen Aktivitäten im Haus.
2. Für mich gab es drei Highlights: Das erste Highlight war, als Carola Haegele das Initiativzentrum übernahm. Das zweite, als Herr Paterna kam. Die beiden sind ein tolles Team und haben zahlreiche Aktivitäten hier in Gang gebracht. Sie haben die nötige Standfestigkeit und Geduld, um mit Kritik und Schwierigkeiten umzugehen und sind sehr kooperativ. Und nicht zuletzt haben beide eine tolle Ausstrahlung und tun dem Klima hier im Haus nur gut. Das dritte Highlight war die Eröffnung des Cafés, das das Haus unglaublich belebt hat. Ich selbst setze mich zwar selten rein, da ich ja meine Wohnung im Haus habe, aber mit den türkischen Kindern, denen ich Sprachunterricht gebe, treffe ich mich dort immer vor dem Unterricht.
3. Für die Zukunft des Hauses wünsche ich mir eine Stabilisierung der Arbeit im Haus, dass zum Beispiel die Sprachgruppen und die ehrenamtliche Arbeit im Café weiter besteht. Ich finde es so, wie es ist, optimal. Sehr bedaure ich Herrn Paternas Ausscheiden Ende 2011. Ich hoffe sehr, dass ein adäquater Nachfolger kommt. Weiter wünsche ich mir eine stärkere Verankerung im Stadtteil, dass z. B. im Haus eine Nachbarschaftshilfe entsteht. Das Haus sollte noch mehr bieten für die Leute drumherum. ■

Baumwiesen und Weinberge prägten noch vor 170 Jahren das heutige Quartier zwischen Böblinger-, Schickhardt-, Gebelsberg- und Frauenstraße. Und jenseits zur Möhringer Straße hin bahnte sich noch der Nesenbach seinen Weg durch das Heschlacher Tal. Durch das Tal und das Quartier verlief auch die Chaussee von Stuttgart nach Heschlach. Im Jahr 1808 war diese Staatsstraße begradigt und nach Böblingen weitergeführt worden. In Heschlach hieß die Straße Heschlacher Hauptstraße, seit 1890 Böblinger Straße. Kaum jemand weiß, dass sich ein Rest der alten „Chaussee“ in Heschlach erhalten hat: Es ist der heutige Gebrüder-Schmid-Weg, der damals, 1808, zum Feldweg zurückgestuft worden war und von 1891 bis 2002 den Namen Unterer Wannweg hatte. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg traf der Untere Wannweg zwischen den Häusern Nr. 104 und 106 auf die Böblinger Straße.

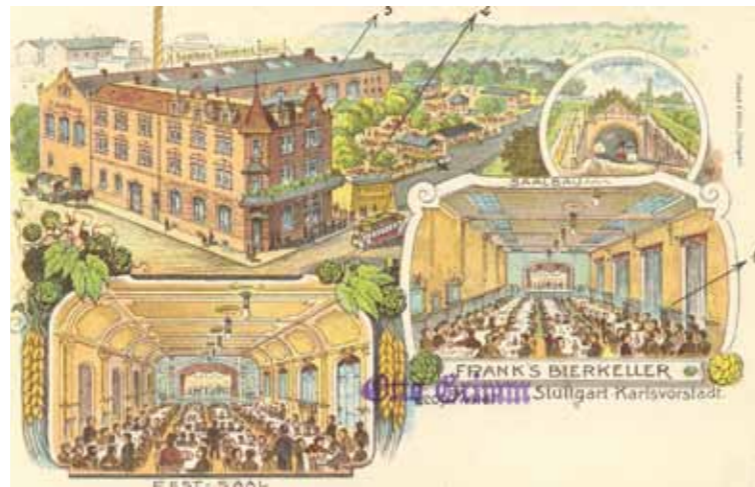
Als erstes Haus im Quartier errichtete im Jahr 1843 an der Böblinger Straße Schreinermeister Fuchs ein Wohnhaus mit Werkstatt und Hintergebäude. Das Haus mit der Nr. 92 war lange Zeit von Stuttgart aus das erste Haus in Heschlach. 1851 kaufte Posthalter Kurrle das Anwesen und errichtete im Nebengebäude, Nr. 90, eine Essigfabrik. Diese war jedoch nur kurz in Betrieb, denn im Oktober 1859 erwarb der Müller Christian Weizsäcker das Anwesen, verlängerte das Fabrikgebäude durch den Anbau eines Kühlhauses bis zum späteren Unteren Wannweg und begann hier als „Bierbrauer zum Löwen“ das Gerstengebräu herzustellen, das er anfangs wohl zumeist in seiner eigenen Gaststätte in Nr. 92 verkaufte. »



Wolfgang Kress ist Historiker und Freier Journalist. Seit mehr als einem Jahrzehnt berichtet er im Heschlacher Blättle über die Geschichte des Stadtteils und des Stadtbezirks.

Mit der Skulptur des Strümpfelbacher Bildhauers Karl-Ulrich Nuss stehen sich zwei Generationen gegenüber. Mann und Frau, Jung und Alt begegnen sich hier, wobei offen bleibt, wer im Haus wen trifft – Kunst als Erkennungszeichen für das Generationenhaus Heschlach.

« Sein Bier scheint Anklang gefunden zu haben, denn bereits 1862 schaffte er sich eine zweite Malzdarre an und vergrößerte 1863 seine Brauerei über den Unteren Wannengeweg hinüber, wo ein Bierkeller mit Fassremise und weitere Nebengebäude entstanden. Der Bau eines Eiskellers mit Maschinenhaus im Jahr 1873 zeigt das Wachstum der kleinen Brauerei an. Der Übergang zur Großbrauerei erfolgte mit dem Speisewirt Emil Frank, der 1883 die Brauerei, die vorübergehend zwei Jahre lang Adolf Göppinger gehört hatte, erwarb und später mit seinem Sohn Ernst zusammen erfolgreich führte. Anhand des Verbrauchs von Malz lässt sich das Wachstum der Brauerei Frank gut zeigen: Im Sudjahr 1883 – 84 waren es 1888 Zentner, im Sudjahr 1889 – 90 bereits 5720 Zentner Malz.



Immer mehr Gebäude entstanden auf dem Firmenareal, 1888 beispielsweise ein weiteres Kellergebäude und 1889 an Franks Wohnhaus mit Gaststätte, Böblinger Straße 92, zur Frauenstraße hin, ein Saalanbau. Gleichzeitig wurde das Firmenareal vergrößert, das sich entlang dem Unteren Wannengeweg schließlich bis zur 1893 angelegten Schickhardtstraße ausdehnte, wo Frank 1895 als Nr. 5 das heute zum Generationenhaus Heselach gehörende Gebäude errichten ließ.

Ähnlich wie heute im Generationenhaus war auch in diesem „Frank’schen Saalbau“ fast täglich etwas los. An manchen Tagen spielten in den verschiedenen Räumlichkeiten und dem großen Gartensaal mehrere Kapellen gleichzeitig. Die Heselacher Vereine konnten hier endlich unbeengt und unbeschwert ihre Feste feiern. Da Heselach vom 25-jährigen Kronjubiläum von König Karl von Württemberg 1889 an bis 1935 den Namen „Karlsvorstadt Heselach“ trug, hatten sich viele Vereine den Beinamen Karlsvorstadt zugelegt. Im Jahr 1899 beispielsweise lud an Fasching die Alemannia Karlsvorstadt in Franks Gartensaal zum Großen Maskenball unter dem Motto „Ein Schützenfest in Tirol“ ein. Und „für den, der sich nochmals amüsieren wollte“, gab es dort am Fastnachtsdienstag mit freiem Eintritt ein „Rendezvous aller Narren“, Masken erwünscht. Am Ostermontag 1899 lud Tanzlehrer Glitz in Franks Bierkeller ein, wo in den unteren und oberen Lokalitäten sowie im Gartensaal eine „Tanzunterhaltung bei gut besetzter Streichmusik“ stattfand.

Ein Gartenfest mit vorzüglicher Musikkapelle und Kinderbeschenkung veranstaltete Anfang Juli 1899 die Alemannia Karlsvorstadt hier und der Sängerklub Karlsvorstadt an einem Sommersonntag sein jährliches Gartenfest mit Musikvorträgen, Kinderspielen und sonstigen Volksbelustigungen, sodass bald „die animirteste Stimmung Platz griff“, die es auch beim Garten- und Kinderfest des Turnvereins Karlsvorstadt mit Musik und Kinderbelustigungen gab. Fand kein Fest statt, dann sorgte der Wirt für Unterhaltung, etwa im August 1899 mit dem Konzert der damals preisgekrönten Kapelle Leonhardt und dem Konzertsänger Tenor Jakob Müller.

Bild: Alt und Jung trafen sich schon um 1908 im Gebäude Schickhardtstraße 5, das erhalten blieb und heute Teil des Generationenhauses Heselach ist.



Im Herbst 1899 wurde weiter gefeiert, im Oktober etwa lud der Turnverein Karlsvorstadt zu einem Herbstkränzchen mit Früchte- und Pflanzenverlosung sowie Tanz ein. Die Alemannia veranstaltete hier auch ihre Herbstfeier und im November eine Winterunterhaltung unter Mitwirkung der Hauskapelle „Suevia“ mit einem lustigen Schwank „Durch’s Kamin“, mit Kurzvorträgen, Duets und Couplets. Für einen vernünftigen Familienabend sorgte die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Albvereins. Und der Sängerklub gestaltete seine Weihnachtsfeier hier mit Gabenverlosung, Konzert und einem 3-aktigen Lustspiel. Ein reichhaltiges Programm mit Tanzvergnügen zeichnete auch die Weihnachtsfeier des Bürgervereins Karlsvorstadt aus. Natürlich stand auch Ernstes auf dem Programm im Frank’schen Saalbau, denn am 24. Oktober 1899 sprach hier ein P. Leupold über „Sitte – Ordnung – Religion“.

Heselacher Wirte empfahlen sich 1899 mit dem „ausgezeichneten Lagerbier“ aus der Brauerei Frank, die für ihre „erstklassigen Spezial-Biere“, wie „Helles Doppelbier“ oder „Dunkles Bockbier“ warb. Franks Bier war demnach „wegen seiner hohen Wohlbekömmlichkeit überall bevorzugt“. Im Geschäftsjahr 1901 – 02 setzte die Brauerei Frank 45.000 Hektoliter Bier ab. Beim großen Konkurrenten Rettenmeyer, später Stuttgarter Hofbräu, waren es 82.000 hl. In München und 1903 in Wien bekamen Biere von Frank Auszeichnungen, die voller Stolz das Geschäftspapier von Frank zierten, ebenso wie eine Ansicht der Brauereigebäude. Die rauchenden Kamine dort stehen für den guten Geschäftsverlauf. Ansonsten wurde die Wirklichkeit kräftig geschönt, um die Firmengebäude besonders hervorzuheben. So sind zwar die Häuser Böblinger Straße 90 und 92 (heute Jugendhaus Heselach) zu sehen, die umliegenden Gebäude jedoch fehlen: Seit 1863 gab es das Haus Böblinger Straße 86, und seit 1889 das Haus Nr. 84, in dem Apotheker Karl Stierlin seine Drogerie der Karlsvorstadt hatte. Auch das Eckhaus Schickhardtstraße 1 (1894) wurde weggelassen. In dessen einstiger Schankwirtschaft sollte 1932 dann die Heselacher Filiale der Stuttgarter Bank einziehen.

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Brauerei Frank an Robert Leicht in Vaihingen (Schwabenbräu) verkauft und stillgelegt. Lagerräume wurden nun zu Büros, an die Stelle der Brauerei trat ein buntes Sammelsurium von Gewerbe-, Büro- und Wohnnutzung. In den Stuttgarter Adressbüchern der 20er und 30er Jahre finden sich beispielsweise die Maschinen- und Türschließerfabrik Girrbach, eine Gesellschaft für Weinbau- und Weinhandel mbH, die Feuerlöscher-Herstellung Wanner, die Fabrikation von Wäsche, Kinderkleidchen und Schürzen Otto Hayum, die Öl-Abteilung der Humboldt-Deutz Motoren AG Köln-Deutz, die Neue Dampfvulkanisier- und Protektieranstalt Glück und Haselbacher, die Konditoreiwarenherstellung Wennagel, die Schokoladenfabrik Eugen Volle sowie die Pomesinwerke GmbH für Fruchtschokolade und Fruchtsäfte, aber auch die Südwestdeutsche Landlichtspielgesellschaft. »

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Brauerei Frank an Robert Leicht in Vaihingen (Schwabenbräu) verkauft und stillgelegt. Lagerräume wurden nun zu Büros, an die Stelle der Brauerei trat ein buntes Sammelsurium von Gewerbe-, Büro- und Wohnnutzung. In den Stuttgarter Adressbüchern der 20er und 30er Jahre finden sich beispielsweise die Maschinen- und Türschließerfabrik Girrbach, eine Gesellschaft für Weinbau- und Weinhandel mbH, die Feuerlöscher-Herstellung Wanner, die Fabrikation von Wäsche, Kinderkleidchen und Schürzen Otto Hayum, die Öl-Abteilung der Humboldt-Deutz Motoren AG Köln-Deutz, die Neue Dampfvulkanisier- und Protektieranstalt Glück und Haselbacher, die Konditoreiwarenherstellung Wennagel, die Schokoladenfabrik Eugen Volle sowie die Pomesinwerke GmbH für Fruchtschokolade und Fruchtsäfte, aber auch die Südwestdeutsche Landlichtspielgesellschaft. »

Bild: Das Areal der Brauerei Frank im Jahr 1903. Damit sich die Firma besser präsentieren konnte, wurden störende Nachbargebäude kurzerhand weggelassen.



« Die Metallstanzartikel- und Werkzeugherstellung Ganßauge, die Autoreparaturwerkstatt Müller mit Garage, die Mechanische Werkstätte Harrer, die Glas-großhandlung Gebrüder Fischer sowie die Chemische Fabrik Albert Nägele überlebten hier den Zweiten Weltkrieg. Ebenso wie der Keglerverein Stuttgart, für den Leicht 1928 das Gebäude Nr. 11 zum Stuttgarter Kegelsporthaus umbauen ließ. Von der amerikanischen Besatzungsmacht zeitweise beschlagnahmt, konnte der Verein ab den 50er Jahren im Unteren Wannweg wieder trainieren.

Durch den Krieg hatte es einige Gebäudeschäden gegeben. Völlig zerstört wurden die Gebäude Böblinger Straße 84 und 86 sowie Schickhardtstraße 1. Sie wurden später durch Behelfsbauten ersetzt. Im Saalbau, Schickhardtstraße 5, wo heute das Stadtteilkino sonntags einlädt, zeigten seit 1947 die Favorit-Lichtspiele großes Kino. Viele ältere Mitbürger erinnern sich noch mit leuchtenden Augen an die Filme, die hier bis in die 70er Jahre zu sehen waren.

Der Gaststättenbetrieb dort war schon 1957 eingestellt worden. Nach dem Kino zogen das Musikkorps der Stuttgarter Schutzpolizei und später die Stuttgarter Philharmoniker ein, bis Anfang der 80er Jahre trainierte hier auch die Judoabteilung des Polizeisportsvereins.

Eine eigentlich nur als Provisorium gedachte Nutzung fand sich für das ehemalige „Braustüble“ in der Böblinger Straße 92, der Keimzelle der Bebauung in diesem Quartier: Hier wurde 1965 das Heschlacher Jugendclubhaus mit einem Jugendtanzcafé im Erdgeschoss eingeweiht. Es war eine „Stätte der Begegnung für Jung und Alt“, denn nachmittags trafen sich auch Altenclubs und Frauenverbände im Jugendclubhaus.

Das frühere Brauerei-Areal zu beiden Seiten des Unteren Wannwegs zeigte nun immer mehr Sanierungsbedarf. Die Stadt hatte das Areal während des Krieges erworben und wollte es jetzt mit einer Turn- und Versammlungshalle überbauen, weil die Heschlacher Vereine Räume für Treffen und Veranstaltungen dringend benötigten. Doch alle Planungen scheiterten am fehlenden Geld, etwas vielleicht auch am fehlenden Willen. Mit der Forderung „Heschlach braucht ein Kulturzentrum“ wurde deshalb 1973 die Heschlacher Hocketse auf dem Bihlplatz ins Leben gerufen. Die Heschlacher sollten miteinander feiern und reden, Gemeinderäte und Stadtbere sollten sich dabei vor Ort ein Bild von Heschlach machen und der Festerlös war als Grundstock für das Kulturzentrum gedacht. In 30 Jahren brachte der Hocketse-Verein umgerechnet immerhin rund 150 000 Euro zusammen, die für soziale Zwecke in Heschlach, auch für das Generationenhaus, Verwendung fanden.

Mit dem Umbau des Alten Feuerwehrhauses 1978 – 1980 erfüllten sich zwar viele Wünsche, doch nicht alle, weshalb Stadtrat Walter Mann 1979 in der



„Hocketse-Zeitung“ schrieb, dass bei aller Freude das Haus Schickhardtstraße 5 nicht vergessen werden dürfe: „Dieses Haus wäre für die eigentliche Vereinsarbeit und Zwecke des Bezirksbeirats gut geeignet.“ Der Große Saal des Generationenhauses, in dem heute der Bezirksbeirat tagt, gehört zu Nr. 5.

Nach dem Auszug der Chemischen Fabrik Albert Nägele standen drei Häuser im Unteren Wannweg leer. Eines davon, die „Bunte Fabrik“, wurde 1981 bei einer Hausbesetzung geräumt und abgebrochen. Hier steht seit 1985 die Kindertageseinrichtung „Wilde Wanne“. Daneben war 1981 ein neues Jugendhaus geplant, denn das Provisorium platzte aus allen Nähten. Nur die Nr. 11 sollte erhalten bleiben und für den Keglerverein saniert bzw. neu gebaut werden. Im denkmalgeschützten Saalbau sollten die Stuttgarter Philharmoniker bleiben, das Theater am Faden sollte hier ein neues Quartier finden und für die riesigen Untergeschossräume war ein Jazzkeller geplant. Doch wieder fehlte das Geld.

Anfang der 90er Jahre zogen die Kegler aus, bald darauf auch die Philharmoniker. 1993 wurde mit einem Investor schließlich ein Architektenwettbewerb veranstaltet. Büros, Restaurants, Wohnungen und Läden, auch ein großer Supermarkt, waren auf dem früheren Brauerei-Areal geplant. Unstimmigkeiten über den Grundstückspreis ließen das Projekt letztendlich platzen. 1995 rückte ein Brand im ehemaligen Keglerheim das Areal erneut ins Blickfeld der Stadt. Es musste endlich etwas geschehen. Wenige Jahre später machte es dann die Rudolf Schmid und Hermann Schmid-Stiftung möglich, dass dort, wo einst Bier gebraut wurde, aus Ruinen neues Leben für Jung und Alt gewachsen ist – und was für eines.

Wie sich zeigt, war das Areal schon immer ein kunterbunter Ort für geselliges Beisammensein – diese Tradition führt heute das Generationenhaus Heschlach in überzeugender Weise fort. ■

Von den Irrungen und Wirrungen zur glücklichen Fügung

Die Geschichte des Generationenhauses Heschl – aus Sicht der Bezirksvorsteher:

Was war, was ist, was wird sein?

Drei Generationen Bezirksvorsteher für Stuttgart-Heschl erzählen über ihre Zeit, in der sie das Generationenhaus erlebt, belebt und gelebt haben. Und weiterhin auch vorleben.

Siegfried Bassler, von 1980 bis 1994 Bezirksvorsteher, weiß viel über die Irrungen und Wirrungen, die diesen Ort prägen sollten – bis hin zu den ersten konkreten Planungen für das heutige Generationenhaus im Stuttgarter Süden.

Karl-Friedrich Jedtke, von 1994 bis 2009 Bezirksvorsteher, hat den Bau und die Entwicklung des Generationenhauses aktiv mitgestaltet – kein anderer als er kann authentischer erzählen, wie dieses Haus ein ganzes Stadtviertel verändern konnte.

Rupert Kellermann führt seit November 2009 als Bezirksvorsteher die Geschicke für den Süden Stuttgarts, und somit auch für Heschl mit seinem Generationenhaus – seine Wahrnehmung: „Mit dieser Vergangenheit hat das Haus noch eine große Zukunft für jeden Heschlacher.“

(Die Interviews führte Bernd Lange)

„Auf den Spuren gewaltiger Abenteuer...“. Karl-Friedrich Jedtke bekommt glänzende Augen, wenn er auf den wunderschön restaurierten Frank'schen Saalbau blickt und von seiner Kindheit erzählt, von den Karl-May-Filmen schwärmt, die in den 50er bis Anfang der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts im öffentlichen Saal der alteingesessenen ehemaligen Brauerei Frank einmal die Woche aufgeführt wurden. „...das war, wie man heute so hip sagt, großes Kino, für uns junge Fetzen ganz großes Kino, dafür ging damals mein ganzes Taschengeld drauf“, so das Heschlacher Urgewächs 'Frieder' Jedtke. 1950 hier geboren, aufgewachsen, reif geworden, über Jahrzehnte engagierter Kommunalpolitiker und bis heute mit seinem Heimatrevier ganz eng verbunden geblieben.

Dass das Generationenhaus Heschl seit einigen Jahren wiederum das kommunale Stadtteilkino „beherbergt und jeden Sonntagabend attraktive und aktuelle Filme zeigt“, ist für Rupert Kellermann eines der sichtbaren Zeichen für die Bedeutung eines „zentralen Mittelpunktes für jeden Bürger

in unserem Viertel. Einem Mittelpunkt, an dem und in dem alle Menschen im Füreinander und Miteinander ihr ganz alltägliches Leben führen können.“

Das ganz alltägliche Leben findet seit der Einweihung und Eröffnung des Generationenhauses im August 2001 für mehr als 70 Bewohner auch wirklich tagtäglich statt. Zusammen mit zahlreichen engagierten und sehr vielen ehrenamtlichen 'Kümmerern' ist jeder Tag in diesem Haus von einem lebendigen Für-den-anderen-Dasein und Mit-dem-anderen-Zusammensein geprägt. Menschen, die Hilfe und Unterstützung brauchen, und Menschen, die Hilfe und Unterstützung geben, haben hier einen Platz gefunden. Mehr noch, im Generationenhaus treffen sich Gleichgesinnte, die ein gemeinsames Hobby haben, die sich zu bestimmten Interessen und Themen austauschen können, die zusammen was auf die Beine stellen wollen oder die auch nur die helfende Nähe eines anderen Menschen spüren möchten. Zu jeder Tageszeit, an unterschiedlichen Orten im und um das Generationenhaus herum.

Für Siegfried Bassler beispielsweise kommt es jeden Dienstag zur Begegnung mit einem Bewohner im Pflegebereich des Hauses. Der Grund: „Wir pflegen schon seit ewigen Zeiten unser regelmäßiges Schachspiel. Im kleinen Bibliotheksraum finden wir die Muße und Kraft für unser königliches Spiel; zwei Stunden, die von taktischen Überlegungen gezeichnet sind und in denen es am Ende der Schachpartie jedes Mal auch zwei Gewinner gibt.“

Was im Kleinen hervorragend funktioniert – Zwischenmenschliches im persönlichen Zusammenwirken –, hat sich im Großen inzwischen zu einer festen Größe entwickeln können. Das Jugendhaus, die 'Bunte Fabrik', besteht schon sehr lange im früheren Unteren Wannengeweg, der heute im

Gedenken an die Stifter Gebrüder-Schmid-Weg heißt – lange, bevor das heutige Generationenhaus an diesem Ort überhaupt im Gespräch war. Dann gab es bereits die 'Wilde Wanne', im heutigen Sinne schon damals eine Kindertagesstätte. Am Namen zeigt sich, dass dieses Areal eine sehr bewegte Zeit hinter sich hat. Siegfried Bassler erinnert sich an durchaus unruhige Zeiten: „Da ist beispielsweise das Großfeuer zu nennen, bei dem das damals schon abbruchreife Gebäude Nr. 11 weitestgehend zum Opfer fiel, zumindest wurde die von der Bevölkerung beliebte und stark genutzte Kegelbahn vollständig zerstört. Erfreulich blieb allerdings, dass es keine denkmalgeschützten Verluste gab. Dann gab es die Zeiten, in denen bestimmte Gruppierungen durch Hausbesetzungen auf sich aufmerksam machten. Davon blieb auch der Untere Wannengeweg nicht verschont. Da in diesem Areal so einige Gebäude mehr oder weniger leer standen, gab es immer wieder heftige Auseinandersetzungen, bis hin zu Räumungen. Und für viele, die die teilweise fast schon baufälligen Räumlichkeiten für ihre Zwecke nutzten – ich erinnere nur mal an die Stuttgarter Philharmoniker und den Polizeimusikcorps, denen dort ihre Probenräume zugestanden wurden: »



Siegfried Bassler: „Oft genug hatte ich den Eindruck, dass es eine ewige Rochade, mehr noch, dass es eine ständige Pattsituation war, bis das Generationenhaus, wie es sich heute darstellt, stand.“

« Teilweise waren es die unzumutbaren Bedingungen, im Winter ohne Heizung die richtigen Töne zu finden; dann gab es das Damoklesschwert, wie lange das Provisorium überhaupt genutzt werden kann, da es auch keine wirklich adäquaten Alternativen gab. »

„Und dann passt aus damaliger Sicht natürlich auch ins Bild dieses Stadtteils, dass es über Jahre hinweg ein ewiges Hick-Hack um das Areal gab. Lange Zeit war überhaupt nicht klar, was aus dieser inzwischen fast schon verkommenen Brache werden sollte“, kann Karl-Friedrich Jedtke ergänzen. Und weiter: „Der Stuttgarter Süden, insbesondere der Stadtteil Heslach, war in den 70ern und 80ern des vorigen Jahrhunderts ein ziemlich sozialer Brennpunkt. Für Heslach standen die drei »A's«: Arme, Alte, Ausländer. Ich erinnere nur mal an die Wohnverhältnisse in der Möhringer, Böblinger und Böheimstraße, durch die sich quasi den ganzen Tag im Schrittempo Tausende von Fahrzeugen quälten. Erst mit der Eröffnung des Heslacher Tunnels kam es zu einer Beruhigung – und dies im mehrfachen Sinne: Der Verkehr durch den Stadtteil wurde gebannt, die Bevölkerung atmete durch und die Erstellung eines Generationenhauses nahm konkrete Formen an. Auch wenn es ein langer Weg war, ist erkennbar, dass sich Heslach heute zu einem bevorzugten, qualitativ hochwertigen Wohn- und Lebensquartier entwickelt hat“, so das Fazit des seinerzeitigen Bezirksvorstehers. „Dazu beigetragen haben letztendlich natürlich auch die 10 Jahre des Generationenhauses, die nachhaltig das Stadtteilbild zugunsten der Lebensqualität von Heslach prägen sollten“, kann der heutige Bezirksvorsteher Rupert Kellermann anerkennend unterstreichen.



Doch bis es dazu kommen konnte, vergingen Jahre der Lethargie. Investoren, die gefunden wurden, taten dann nichts, sprangen wieder ab. Erste Planungen, auf diesem Areal ein Bürgerhaus oder ein Initiativzentrum oder eine Diakoniestation oder, oder zu errichten, kamen nie richtig in die Gänge. Ein bereits eingerichtetes Mütterzentrum wurde wieder verlegt. Und als das Thema 'Bau eines Generationenhauses', damals noch als Mehrgenerationenhaus gedacht, konkreter wurde, hieß es auf einmal, ein solches Projekt komme nicht nach Heslach, sondern in den Osten Stuttgarts. Nochmals Karl-Friedrich Jedtke: „Erst als die

Gebrüder Rudolf und Hermann Schmid ihr großzügiges Vermächtnis in Form einer Stiftung zum Bau des heutigen Generationenhauses unter der Einbindung der denkmalgeschützten Gebäude signalisierten, kamen die Steine ins Rollen. Allerdings erhitzen die Bebauungspläne und die Architektur wiederum die Gemüter, auch der Bewohner. Ein solches Gebäude in diesem Umfeld? Doch spätestens mit der Einweihung im August 2001 waren auch all die Kritiker 'ruhiggestellt'. »

Siegfried Bassler geht nochmals auf die »A's« ein – eine weitere historische Dimension zeigt, dass Heslach damit zu kämpfen hatte: »A« wie Arbeiterrevier. „Doch die Bewohner wussten auch, wie sie damit umgehen mussten“, unterstreicht er. „1894 hat mein Großvater Georg an dieser Stelle eine bahnbrechende Rede gehalten. Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, die in Stuttgart-Heslach überproportional viele Mitglieder hatte, hielt im damaligen Frank'schen Saalbau ihre erste offizielle Veranstaltung ab. Die Kundgebung zum 1. Mai, dem späteren Tag der Arbeit, durfte seinerzeit noch nicht öffentlich auf der Straße, sondern musste in geschlossenen Räumen abgehalten werden.“ Und weiter im Kontext zu dem, was das heutige Generationenhaus verkörpert: „Der Standort war immer schon ein offener Raum, in dem die Öffentlichkeit Zutritt hatte – auch wenn die eine oder andere Veranstaltung nicht immer ganz offiziell war. Übrigens, da bei diesen Auftritten immer auch Spitzel der Stadtpolizei anwesend waren und mein Großvater Redakteur der 'Schwäbischen Tagwacht', dem Organ der Sozialdemokraten, war, saß er des Öfteren wegen Verstößen gegen das Pressegesetz im Gefängnis.“ Dass er allerdings als einer der Ersten mit einem fast schon revolutionären Auftritt in dem heute unter Denkmalschutz stehenden Saalbau, der zum Generationenhaus gehört, einen bedeutenden Anteil hatte, macht seinen Enkel heute noch stolz.

Von der Revolution zur Evolution. Für Rupert Kellermann gilt der Maßstab einer langsamen, ausgewogenen Entwicklung, um das Generationenhaus noch mehr zu einem harmonischen, lebenswerten Forum für alle Bürger zu etablieren. „Ein offenes Haus für jeden offenerzigen Menschen“, so charakterisiert er den Wert des Hauses für die Heslacher, für jeden Bewohner im Stuttgarter Süden; ein Quartier, das inzwischen zum Geheimtipp avanciert, der jedoch – weil bekannt – keiner mehr ist. „Mit meiner Bürgersprechstunde, die ich seit April 2011 im Generationenhaus anbiete und abhalte, möchte ich ein deutliches Zeichen setzen, was es für mich heißt, das Haus für jeden Südbewohner Stuttgarts weiter zu öffnen und immer offen zu halten.“

Rupert Kellermann ist erprobt im Umgang eines innerstädtischen Für- und Miteinanders von Bewohnern. Seinem Engagement ist es beispielsweise zu verdanken, dass das Stadtteilhaus Stuttgart-Mitte zu dem Begegnungsort werden konnte, den es heute verkörpert: Ein Ort, in dem gerade Kinder und Jugendliche unterschiedlichster Interessen und Kulturen im friedlichen Miteinander spielerisch, lernerisch, gestalterisch und künstlerisch zusammenkommen – und das für jeden Bürger, ohne dass sein Portemonnaie dadurch belastet wird. Und selbst Bürger im Süden Stuttgarts, hat Rupert Kellermann das Heusteigviertelfest zu einem bedeutenden und attraktiven Straßenfest für alle Bewohner und inzwischen auch für viele Stuttgarter ins Leben, ins lebendige Leben gerufen. Und wenn er aus der Broschüre des Generationenhauses Heslach die Kernphilosophie „Gelegenheiten und Räume schaffen, in denen Generationenbegegnungen stattfinden, die geprägt sind vom gegenseitigen Respekt, vom Spaß am gemeinsamen Tun und von der Bereitschaft, voneinander zu lernen“ zitiert, entspricht dies voll und ganz seiner Einstellung zu diesem Haus und 'seinem' Stadtteil. »



« „Die Grundlage für diesen, ich bezeichne ihn als 'Quartiermittelpunkt', bilden das Pflegezentrum, das Mütterzentrum MüZe und die Wohninitiative WABE. Darüber hinaus sind es jedoch die weit über 30 Vereine, Gruppen, Initiativen und Organisationen, in denen Babys und Eltern, Kinder und Jugendliche, Erwachsene und Senioren, behinderte und nicht-behinderte Menschen und Bürger unterschiedlicher Kulturen und Migrationen miteinander kommunizieren, voneinander partizipieren und zwischeneinander alles nur Denkbare an Gemeinsamkeiten initiieren.“ Nicht zuletzt konnte mit der Einrichtung des Cafés Nachbarschaft eine Begegnungsstätte geschaffen werden, die inzwischen seit einigen Jahren zu einem beliebten und festen Treffpunkt geworden ist. „Mithilfe der vielen ehrenamtlichen Unterstützer und Helfer hat sich dieses Café, in dem auch regelmäßig Veranstaltungen und Ausstellungen stattfinden, zu einem 'Renner' entwickelt, in dem man gerne hockt. Und in dem sich alle, sowohl Bewohner des Hauses als auch Bewohner von Heselach, begegnen.“

Für Rupert Kellermann sind es die alltäglichen Begebenheiten und Begegnungen, die im Generationenhaus stattfinden und die das Haus auszeichnen. „Gepflegte Lebensqualität pur, ohne aufgesetzt zu wirken“, wie er sagt. Und wie er selber mit seiner Bürgersprechstunde auch bewiesen hat: „Das Generationenhaus ist ein Ort und Hort, in dem jeder Bürger was machen kann.“ Dass ihm die noch stärkere Öffnung des Generationenhauses sehr am Herzen liegt, zeigt sich allein schon an der Tatsache, dank seiner Initiative den Platz vor dem Haus rechtzeitig zum Jubiläum nun auch verkehrsberuhigt zu haben. „Damit ist es endlich gelungen, den Gebrüder-Schmid-Weg zu einem 'Marktplatz', zu einem 'Freiluft-Aufenthaltsraum' zu machen, zu einer Sphäre im öffentlichen Raum zu gestalten, in der sich Kinder und Erwachsene ungehindert aufhalten und bewegen können. Für mich hat das Generationenhaus noch eine phantastische Zukunft vor sich.“ Und dafür wird der jetzige Bezirksvorsteher alles in Bewegung setzen, dieses bedeutungsvolle Haus zu dem zu machen, was es geworden ist: eine glückliche Fügung für die Bewohner Heselachs. ■



Bewegende Geschichte eines bewegten Lebens



Wer diesen Lauf einer Lebensgeschichte auf der Bühne eines Stuttgarter Theaters aufführen wollte, müsste sie als Tragödie ankündigen. Als eine Odyssee in 3 Akten, die der Protagonist erleben musste. Der Titel dieses Stückes könnte heißen: 'Flucht aus Afghanistan – Endstation Stammheim'.

Jetzt, da dieser gedachte Hauptdarsteller, nennen wir ihn im wahren Leben Haroon Khan, wieder freier in Stuttgart leben kann, möchte ich ihm einmal wöchentlich die deutsche Sprache näherbringen. Damit er seinen Schulabschluss nachholen kann. Damit er seinen Asylantrag erfolgreich durchbekommt. Damit er eine Zukunft hat, in der er sehr viel sicherer leben kann als bisher. Zu meinem 'Unterricht', den ich mit Haroon mache, gehört auch der Umgang mit der deutschen

Sprache – im Sprechen, im Dialog: die Sprache im Gespräch mit anderen Menschen. Mit dieser Form des Übens entstand auch das Interview, das ich mit ihm geführt habe. In dem er mir die oben erwähnte Zeitspanne seiner Lebensgeschichte erzählte. Dramatisch und gleichzeitig tragisch genug, was ein Mensch mir mit jetzt 22 Jahren berichten musste. Dennoch mit einem versöhnlichen Aspekt, dass er diese leidvolle Geschichte gut verständlich in Deutsch sagen konnte. Seine Antworten auf meine Fragen lesen sich wie eine Abenteuergeschichte – doch abenteuerlich im Sinne von erschütternd.

Es fällt dem jungen Menschen sichtlich schwer, über die Gründe seiner Flucht aus Afghanistan und seine Flucht selber, die in der Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim zunächst einmal ein jähes Ende nehmen sollte, zu reden. Ich möchte diese geschilderten Erlebnisse, die Haroon fast 14 Monate seines Lebens im wahrsten Sinne des Wortes gekostet haben, lediglich im Zeitraffer wiedergeben. (Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass sein Onkel, der in Afghanistan die Flucht weitestgehend organisiert hatte, dafür eine 5-stellige Summe an 'Reisekosten' bezahlen musste.)

1. Akt

17 Jahre war Haroon, als seine Eltern in seinem Heimatdorf ermordet wurden – aus Blutrache, doch es ist davon auszugehen, dass die Kriegswirren in Afghanistan dazu beigetragen haben. Haroon fürchtete um sein eigenes Leben, besagter Onkel vertraute ihn so genannten Schlepperorganisationen an, die mit den Situationen in Krisengebieten ihr schmutziges Geschäft machen.

Erst zu Fuß, im Schutze der nächtlichen Dunkelheit, dann mit einem Bus, wurde er an die Grenze zum Iran geschleppt. Zu Acht waren sie. Vermutlich geschmierte Grenzposten ermöglichten ihre Einreise. Von dort ging es als Beifahrer auf einem Motorrad von Zelt zu Zelt, von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf – fast drei Monate lang, immer auf der Flucht. Nachts unterwegs, bei Tageslicht irgendwo in Verstecken. Hin und wieder gab's mal eine Fahrt auf der Ladefläche eines klapprigen LKW oder in einem fensterlosen Bus. Das erste Ziel dann: Zwischenstation irgendwo im Niemandsland – ein Stück unbewachte Grenze zur Türkei. Es folgte ein langer Marsch nach Istanbul. Weitere drei Monate meist zu Fuß durch mehr oder weniger unbesiedeltes Gebiet, immer abseits von belebten Routen. Der Tagesrhythmus passte sich dem der Natur an: nachts unterwegs, tagsüber in Höhlen, in verlassenem Hütten, in zerfallenen Gebäuden geschlafen, zu essen und trinken gab es nur, was der Erdboden an Früchten und Wasser hergab. Um zu überleben, blieben Einbrüche nach Ess- und Trinkbarem in Häuser oder Geschäfte nicht aus.

Dank seiner guten sportlichen Konstitution und Kondition schaffte Haroon die Odyssee nach Istanbul, andere blieben auf der Strecke, achtlos zurückgelassen. Dann – irgendwo in den Slums am Hafen von Istanbul ein ewiges Warten, ein untätiges, sinnloses Hoffen. Ein Dahinvegetieren, eingepfercht in Baracken, im Schutz des Sich-nicht-zeigen-Dürfens. Nach mehr als 50 mutlosen Tagen in dieser Behausung ein Lichtblick in dem vielen Dunkel: Es kommt wieder Bewegung in seine Flucht – mit dem Weitertransport in einem Container allerdings, auf einem Schiff, das zunächst Izmir ansteuert und nach einigen Tagen Aufenthalt weiter durch die Ägäis nach Athen übersetzt. Von der Haroon allerdings, im Container verfrachtet, nicht viel mitbekommt.

Von Athen ging es weiter in ein Lager, irgendwo in irgendwelchen Bergen – ohne Orientierung, ohne Ziel, ohne Geld. Immerhin konnte Haroon dort arbeiten, für 7 Euro pro Tag, vier Monate lang. Doch es war Winter, und es war ein strenger Winter mit viel Schnee. Tagsüber musste er draußen seinen Arbeitslohn abarbeiten, nachts schlief er in provisorisch zusammengengelagerten Holzhütten auf Kartons, die sich wiederum einem gestampften Lehm-boden anpassten. Etliche seiner Leidensgefährten hat Haroon in dieser Zeit sterben sehen.

Auf irgendeine Weise funktionierte dann doch noch die Kommunikation mit seinem Onkel in Afghanistan. Es ging aufs Frühjahr zu, und Haroon hielt eines Tages ein Flugticket in den Händen, dazu ein Visum und einen Pass, beides gefälscht. Doch wie sollte er das wissen, sein afghanisches Personal-dokument, das er nicht mehr besaß, sah auch sehr improvisiert aus. Sein Flug von Athen – so wurde ihm gesagt – geht nach Österreich, nach Wien. Und von dort aus wäre es für ihn kein Problem, weiter nach Großbritannien zu kommen. Am besten direkt nach London, das zum Ziel werden sollte, weil er die englische Sprache recht gut beherrscht.

Dass sein Flugzeug letztlich in Stuttgart gelandet ist... auch das wusste Haroon vorher nicht. Es war zunächst auch kein Problem für ihn: Er landete, eine Passkontrolle gab es nicht, ein Taxi brachte ihn zum Hauptbahnhof. Von dort wollte er weiter über Paris nach London, mit dem Zug. So sagte es ihm sein Onkel aus der fernen Heimat per Handy. Doch am Stuttgarter Haupt-bahnhof hatte seine Odyssee ein vorläufiges Ende. »

« Dass es dann eine Zelle im Gefängnis wurde, war so natürlich nicht geplant. Warum musste Haroon kurz vor dem Einsteigen seines Zuges in die Arme von Polizeibeamten laufen, denen er auch noch mit gutem Glauben an die Echtheit seiner Papiere selbige bereitwillig ausgehändigt hatte? »

2. Akt

Stammheim wurde für Haroon für 6 Monate zum unfreiwilligen Aufenthaltsort. Die ersten vier Wochen ohne Anwalt, vom Gericht für 8 Monate verurteilt, die ständige Angst vor einer Ausweisung... und dann noch der Druck, der auf ihn ausgeübt wurde, irgendwas zu unterschreiben, was er nicht lesen konnte. Im Nachhinein wäre es die Zustimmung zu seiner Abschiebung geworden. Hätte es nicht eine entschlossene und unermüdlich engagierte Sozialbetreuerin gegeben, wer weiß, wo Haroon heute wäre?! Sie hat geholfen, wo sie nur konnte: seine vorzeitige Entlassung wegen guter Führung, ein Dach über dem Kopf, etwas Geld zum Leben. Und sein ihn später vertretender Anwalt erreichte beim 2. Gerichtstermin, dass er zunächst einmal in Stuttgart bleiben konnte.

Wieder in, allerdings auf seinen Wohnort beschränkter, Freiheit kam es für ihn zu einer unbewussten sträflichen Tat. Haroon wurde in der Stadtbahn beim 'Schwarzfahren' erwischt. Ein Anlass, der ihm dann doch ein Stück weit zum Glück verholfen hat. Die Leiterin des Generationenhauses Heslach bezahlte ihm die Fahrten von seinem Wohnheim zu seinem künftigen vorübergehenden 'Arbeitsplatz'. Im Rahmen einer gemeinnützigen Arbeit macht er sich im Generationenhaus als 'Mädchen für alles' nützlich – als wieder gestandener junger Mann packt er überall mit an, wo es notwendig ist. Und wird dafür auch entlohnt.

3. Akt

Was dennoch bleibt, ist ein Hoffen und Harren. Seine nächsten Ziele, auf die er hinarbeitet, sind fest umrissen: der Hauptschulabschluss, damit er durch einen dann positiv entschiedenen Asylantrag nicht mehr 'abgeschoben' wird, um dann vielleicht auch einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Den Ehrgeiz hat er.

Doch eines lässt er sich nicht nehmen: Haroon hat einen Traum, von dem er sich wünscht, dass er Wirklichkeit wird. Sein großes Hobby ist Cricket, und das möchte er als Profispieler zur Berufung machen. Er ist stolz darauf, hier in Stuttgart trainieren und spielen zu können – in einem pakistanisch-indisch-afghanischen Team, das bei Turnieren bereits erfolgreich war. Nur eines ist Haroon klar: Diesen Traum, ein professioneller Spieler zu werden, kann er in Deutschland nicht verwirklichen. „In England, ja, dort ist Cricket zu Hause... und dort würde auch ich gerne mein neues Zuhause finden“, so höre ich seinen letzten schicksalhaften Worten in diesem Interview zu.

Die Geschichte über Haroon ist ein Tatsachenbericht geworden – nicht unbedingt eine Geschichte, die sich schön liest. Dass ich Haroon meine beiden Daumen ganz fest drücke, ist klar. Doch auch ich habe ein vielleicht großes Ziel vor Augen: Aus dieser Geschichte ein Drehbuch für eine Inszenierung zu schreiben, die irgendwann einmal auf einer Stuttgarter Bühne uraufgeführt wird – mit dem Titel 'Flucht aus Afghanistan – Endstation Cricket-Meister'. ■

Bernd Lange

Ein anderes Stück Erde

Unten, weit weit unten, dröhnt dumpf und monoton der Straßenverkehr durch Schleusen aus Backstein und Beton, zwischen Fassaden aus Aluminium und Glas, über Asphalt und Pflastersteinen.

Hin und wieder mahnt ein aufdringlicher Ton, dass ich am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts lebe: drängelndes Hupen, kreischendes Bremsen, ein Polizeifahrzeug auf dem Weg zum Unfallort, ein Rettungswagen zu einem Krankenhaus. Ansonsten dringen stumpfsinnige Fahrgeräusche von rasenden PKWs, von langsameren LKWs und Bussen, von aufheulenden Motorrädern ins Ohr. Stetig sich wiederholend... Doch wie erwähnt, hier oben ist das alles weit weit unten.

Hier oben, das ist auf der Karlshöhe. Auf der Karlshöhe bleibt der Verkehr unsichtbar, er versteckt sich in den Häuserschluchten, die vier-, fünf- oder auch zehn-, zwölfstöckig in den Himmel ragen. Zwischen Häusern, die ab und zu von einem Kirchturm, von einem Hochhauskomplex oder von einer Fabrik mit langem Schlot, aus dem ständig weißer Dampf bizarre Wolkenfetzen formt, unterbrochen sind. Zwischen Häusern, deren schräge rötliche und bräunliche Ziegeldächer in der Abendsonne warm glänzen. Oder deren mit grauen Rundsteinen aufgeschüttete Flachdächer nur wenig Grün zulassen. Dächer mit einem Wirrwarr von Antennen und Satellitenschüsseln, die ihre Botschaften aus dem All saugen, mit Schornsteinen, die ihre Emissionen jetzt im beginnenden Sommer weitestgehend eingestellt haben, beherrschen meinen Blick auf die unten liegende, bizarre Kunstlandschaft. Eine Stadt von oben, die keine Betrachtung in ihr Intimes erlaubt.

Nur an den gegenüberliegenden Hängen, gewaltig überwacht vom Fernsehturm, werden Eindrücke der Hektik sichtbar. Auf den Ausfallstraßen quält sich der Verkehr nach oben und nach unten. Ein Bandwurm aus Blech, von hier lediglich als Miniaturausführung auszumachen.

Seit einiger Zeit nehme ich die nicht mehr wegzudenkenden Geräusche vom sogenannten Fortschritt der heutigen Zeit von hier oben gar nicht mehr wahr. Die Aussicht auf die Stadt gewährt mir nach und nach einen Blick aufs Meer, auf ein steinernes Meer. Es wird für mich mehr und mehr ein Meer der Ruhe, der Gelassenheit. Auf der Karlshöhe, ähnlich dem Berg Sinai, ließe sich die Botschaft verkünden. Hier gilt eine andere Gesetzmäßigkeit, wenn man nur will. Hier oben ist ein anderes Stück Erde.

Ich sitze an einem der Holztische direkt an der kleinen, halbrunden Mauer. Von diesem Platz habe ich mein Meer der Stille vor mir. Vom Ufer dieses Meeres hat mich der Weg durch die Geschichte, vorbei an alten Zeugen der Vergangenheit geführt. Schritt für Schritt, Stufe für Stufe habe ich das Ufer verlassen, bin aufwärts gegangen durch das noch zarte Grün der mit unreifen Trauben behangenen Rebstöcke. »



« Vor kurzem selbst noch ein Gefangener im Meer aus Stein, in der Wüste aus Beton, in meinem Käfig aus Blech, habe ich die Reise zu meiner kleinen Insel vor dem Festland, zu meiner kleinen Oase der Stille angetreten. Schon mit den ersten Schritten die Staffel hinauf löse ich mich langsam von den Fesseln des hinter mir liegenden Tages. Die steinernen Statuen der Geschichte im verwunschenen Park des Lapidariums erinnern mich schon jetzt, sanft spürbar, an die bevorstehenden Stunden. Quellnymphen schauen mich verträumt an, laden mich ein zum stillen Zauber. Portale und Eingangsfassaden erlauben Einblicke in unsichtbare Vergangenheiten. In eine Vergangenheit als stiller Mahner für die Zukunft.

Am Ende der Stufen verweile ich für einige Minuten. Meine Augen spazieren durch den unter mir liegenden, fast schon verwilderten Park

mit seinen Denkmälern, Säulenresten, Grab- und Wappensteinen und der riesigen Jaspis-Schale aus dem früheren Besitz der Königin Olga.

Der Weg führt mich weiter durch Weinreben. Zierliche Trauben, noch sauer, werden Monate später gelesen und zu einem guten Tropfen auf Flaschen gezogen. Zu einem guten, weil ehrlichen Tropfen. Wild wucherndes Unkraut, Myriaden von Löwenzahn zwischen den Rebstöcken zeigen mir, dieser Wein reift unbekümmert und unbelastet heran.

Die verwitterten, durch Regenbäche unterhöhlten oder weggewaschenen Tritte im Weinberg bringen mich zu einem Wasserspiel. Kleine Springbrunnen, ein viereckiger Teich haben Kinder zum Spielen eingeladen. Ein einziger höherer Wasserstrahl, einer Fontäne gleich, verfängt sich noch im späten Sonnenlicht des Tages. In allen Farben leuchtet der Regenbogen als schmales, gebogenes Band.

Ich rieche jetzt den kühlenden Schatten, der die Stufen nach oben entlangzieht. Majestätische Bäume stehen Spalier. Auch dies alte Zeugen, deren Samen vielleicht direkt aus China oder Japan kamen und vor zig Jahren von botanischen Händen hier oben eingesetzt wurden. Mein Weg führt weiter zu einer gewaltigen, solitären Blasenescche mit ihren langen, dunkelgelben Blütenrispen. Noch ein Stück höher öffnet sich der Blick auf die glänzenden Blätter und grünen Kätzchen der ausladenden, viel Raum beanspruchenden *Pterocarya fraxinifolia*, der Kaukasischen Flügelnuss. Ich verweile einen Augenblick bei den Akazienbäumen mit ihren langen Blattstielen und ertappe mich beim Gedanken an die immer wieder spannende Erwartung, ob die

Blätter beim Abzupfen eine gerade oder ungerade Zahl ergaben. Sie liebt mich, sie liebt mich nicht, sie liebt mich... Damals ging es immer auf.

Erinnerungen an die Jugendzeit, an die erste, vielleicht noch die zweite Liebe. Fast schon eine Ewigkeit liegt sie zurück...

Den geschwungenen Bogen der Wandelstiege abwärts noch, und ich erreiche meine Oase, meine Insel. Die Oase des Auftankens. Meine Oase der Stille, der inneren Ruhe. Meine Insel vor dem Festland.

Ein deftiges Stück Bauernbrot, ein herzhafter Käse, ein Glas Apfelmost machen mich an. Durch den Lederhülsenbaum, einer besonderen Gattung der *Gleditsia*, mit seinen gefiederten Blättern auf ausladend bedornten Zweigen, fächelt leise der Wind. Über mir der Götter- oder Himmelsbaum, vor kurzem noch mit samtig behaarten Trieben, jetzt in vollen grünlichen Blüten, die sich zum Herbst hin in die eigenartigen Flügelfrüchte entwickeln, spendet Schatten. Meine Gedanken schweifen nun endgültig ab. Mit einem Male nehme ich die Stadt unter mir als den stillen Ozean wahr.

Ich denke an die steinernen Zeugen, denen ich vorhin begegnet bin. Erinnere mich an die Überreste der stadtrömischen Antiken, die in der Wandelhalle des Lapidariums Geschichten erzählen, wenn man genau hinhört. Lasse mir von ihnen flüstern, wie es damals vor rund zweitausend Jahren war. Frage mich, ob vielleicht bereits der Geist der Antike hier oben versunken auf dem Hügel weilte. Ob in dieser Zeit schon Menschen in dieser Oase tankten, sich auf diese Insel zurückziehen konnten?

Vielleicht war das heutige Meer der Stadt in alter Zeit ein Ozean des Sturms? In dem schiffbrüchige Seeleute den Schutz eines Hafens, des Hafens Colli Caroli gesucht haben, um sich im Schatten riesiger Wellingtonien auszuruhen? Der Götterbaum bleibt stumm.

Davon erzählen die Heutigen in der Oase der Stille, auf der Insel vor dem Festland kein Wort, sie wissen von der alten Welt nur wenig. Nur derjenige, der weiß, wie arm dort unten unser Leben ist, der spürt, wie reich das Leben hier oben, auf der Karlshöhe, sein kann. ■

Bernd Lange lebt seit 1994 in Heselach. Bei seinen Streifzügen durchs Viertel findet er immer wieder Südlagen, in denen er überraschenden Schätzen begegnet. Inzwischen gibt es einige Südseiten, die mit seinen Gedanken und Worten beschrieben sind.

Was andere über ihn erzählen:

Vor seiner Schreibmaschine sitzt er, lebt er. Freut sich über geglückte Worte, verflucht misslungene. Wenn der Mond mit seinen Schatten Sujets camoufliert, ist er glücklich. Und wenn dann die Sonne wieder mit ihrer Evidenz prahlt, geht sein Leben weiter.

'Ein anderes Stück Erde' erschien 2004 in der Anthologie 'Stadt' der 'Ermitage 8' des Forums Literatur im Peter Valentin Verlag, Ludwigsburg.

Aus Urlaub wurde Heimat



Begonnen hat Jaroslav Paternas Verbundenheit mit Deutschland 1964 im Alter von 14 Jahren, dem Beginn seiner alljährlichen Besuche bei Freunden und Verwandten in Deutschland. Auf Grund der Zweiteilung Deutschlands gewährte ihm das tschechische Konsulat im Jahr 1979 nur einen auf zwei Wochen begrenzten Aufenthalt. „Schnell merkte ich, dass für Besuche zwei Wochen nicht ausreichten und beantragte während meines Urlaubs beim tschechischen Konsulat in Frankfurt eine Verlängerung um weitere zwei Wochen.“ Der Antrag wurde abgelehnt! Jaroslav Paterna hatte die Qual der Wahl: Rückkehr nach Tschechien oder Neuanfang in Deutschland. „Kurzerhand entschied ich mich für meine neue Heimat, Deutschland.“

„Alles was ich besaß, war ein Reisekoffer mit Kleidung und der Wunsch, in Deutschland Fuß zu fassen.“ Der erste Schritt war ein Asylantrag in Karlsruhe. Knapp zwei Monate später wurde Jaroslav Paterna als politischer Flüchtling anerkannt und konnte seine Aufenthaltsgenehmigung in Händen halten. „Daraufhin belegte ich einen Sprachkurs bei der AWO in Stuttgart und machte mich auf die Suche nach einer geeigneten Arbeit.“

Über eine Ausschreibung des Regierungspräsidiums Stuttgart wurde er auf eine Stelle im Ausländerwohnheim in Wangen aufmerksam. Hier nahm seine Karriere ihren Lauf. „Anfangs arbeitete ich als Portier im Viehwesen und bekam später eine Stelle als Schreibkraft im ältesten Flüchtlingswohnheim Stuttgarts“, in dem 220 Asylbewerber, hauptsächlich junge Menschen aus 21 Nationen, aufeinandertrafen. Eine Einrichtung bestehend aus zwei Steinhäusern und Baracken, „in der die Arbeit nie auszugehen schien“. Jaroslav Paterna übernahm dort mehr und mehr Aufgaben und als der damalige Leiter, Volkardt Gotenberg, in Rente ging, „erbte“ er ohne jegliches Bewerbungsverfahren die Stelle als Wohnheimleiter. Es war „eine stressige, aber auch schöne Arbeit“, die ihm „viele Möglichkeiten bot, Menschen zu helfen“.

Jaroslav Paterna berichtet weiter, dass die Asylbewerber mehr als ein Dach über dem Kopf und ein Bett zum Schlafen benötigten. „Sie brauchten menschliche Wärme, aber gleichzeitig auch Konsequenz und Strenge. Es war ein Ort, an dem Ordnung und Sicherheit herrschten und viele Interessen und Bedürfnisse aufeinandertrafen.“ Zur Einhaltung der Nachtruhe wurden

von Jaroslav Paterna abends unangemeldete Kontrollbesuche durchgeführt, die „wie ein Erdbeben waren“. Trotz aller Probleme und Konflikte behielt Jaroslav Paterna immer den Überblick.

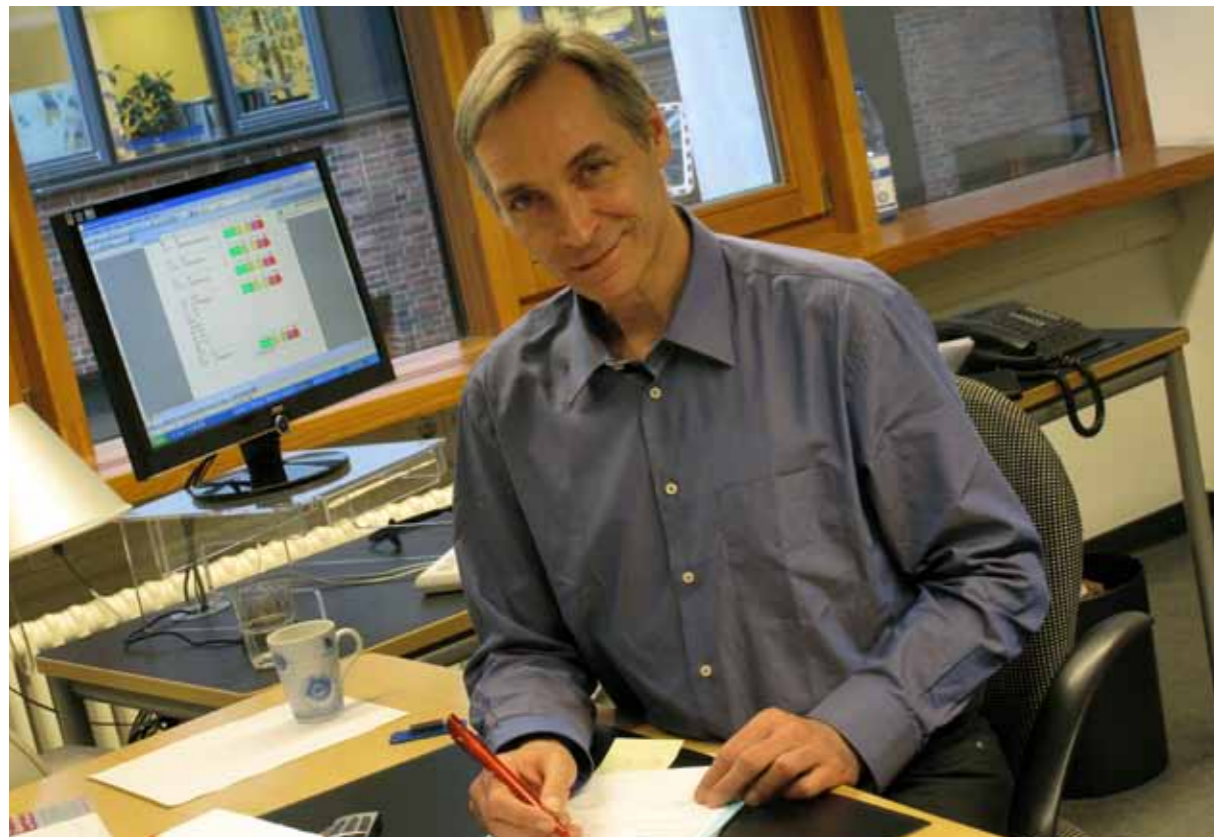
Durch die Erweiterung der Europäischen Union im Jahr 2004 um weitere Mitgliedstaaten wie Tschechien und Polen und dem Grundsatz, dass ein Asylantrag von dem EU-Land behandelt wird, das der Asylbewerber zuerst betritt, kamen immer weniger Asylbewerber nach Stuttgart. „Entgegen meiner Annahme, dass immer Menschen kommen werden und ich bis zur Rente dort bleiben könnte, wurde das abgewirtschaftete und älteste Flüchtlingsheim Stuttgarts, die Einrichtung in Wangen, im Februar 2006 geschlossen.“

Kurz darauf folgte das Angebot, im Initiativzentrum des Generationenhauses Heschl zu arbeiten. Die gemeinsame Arbeit mit der Koordinatorin begann mit einer organisatorischen Umgestaltung des Initiativzentrums im Mai 2006. Bestehende Nutzungsverträge wurden gekündigt, neu auf ein Jahr beschränkt und veränderte Bedingungen aufgestellt. „Seit damals hat sich vieles geändert.“

Was mit einer Urlaubsreise in Deutschland begann, sollte Jaroslav Paterna zu einer neuen Heimat werden. Im Generationenhaus hat er mit seinem Wirken auch ein Zuhause gefunden und mittlerweile macht er Urlaub fernab von Deutschland. ■

Es ist das ideale Modell

Andreas Weber ist der Einrichtungsleiter vom Generationenhaus Heselach. Neben seiner Tätigkeit als Heimleiter für die Senioren- und Junge Pflege vertritt er den städtischen Eigenbetrieb Leben & Wohnen als Eigentümer und Vermieter großer Teile des Hauses, und hat somit auch die wirtschaftliche Gesamtverantwortung für das Haus. Eine Doppelfunktion, die nicht immer einfach für ihn ist. Doch die manchmal auftretenden Probleme ändern nichts an Andreas Webers Begeisterung für das Konzept des Generationenhauses Heselach. „Es ist das ideale Modell“ schwärmte er im Interview mit Elke Golla-Seidenspinner. Im Gespräch wurde deutlich: Andreas Weber übt seinen Beruf mit Leib und Seele aus, schlägt für ‚seiner‘ Bewohner auch mal ungewöhnliche Wege ein. Wenn er zum Beispiel wunderschöne alte Motorräder ins Pflegeheim holt! „Ich konnte die ewigen Chagalls und Franz Marcs in Pflegeheimen nicht mehr sehen. Als mich jemand fragte, ob ich keine Überwinterungsmöglichkeit für seine Oldtimer-Motorräder wüsste, bot ich spontan Platz auf unseren Gängen an. So haben beide Seiten etwas davon: die Motorräder stehen sicher und trocken und die Bewohner haben etwas zum Staunen und Träumen...“



Viele Pflegeheime liegen am Rande der Städte, ruhig im Grünen. Dieses ist mitten im Leben. Was ist besonders am Pflegezentrum im Generationenhaus Heselach?

Leider gibt es oft noch Altenghettos weit abgeschieden im Grünen. Die Seniorenpflege hier ist dazu da, Heselacher Bürgern eine Heimat und Pflege zu bieten. Und zwar stark stadtteilorientiert. Wir bevorzugen Bürger aus Heselach und der größte Teil unserer Bewohner stammt von hier. Durch diese räumliche Nähe kommen auch die Angehörigen häufiger und engagieren sich darüber hinaus, indem sie andere Bewohner besuchen oder anderweitig aktiv sind.

In der Jungen Pflege ist unser Einzugsgebiet breiter gestreut, hier sind es primär Stuttgarter Bürger, die wir aufnehmen, aber auch aus den umgrenzenden Kreisen haben wir Bewohner. Und das Besondere ist: wer noch mobil ist, kann hier ebenerdig raus, rein in die Stadtbahn und kommt überall hin. Ist sozusagen mitten im Leben.

Bei Pflege denkt man in erster Linie an alte Menschen – hier gibt es jedoch auch die Junge Pflege. Was ist der Unterschied zur Seniorenpflege?

Junge Pflege bedeutet, dass wir Raum bieten für Menschen bis 50 Jahre mit schweren chronischen neurologischen Erkrankungen. Dazu gehören zum Beispiel Multiple Sklerose, ALS, Mukoviszidose, Chorea Huntington – Veitstanz –, bestimmte Formen von Hirntumoren. Krankheiten, die langfristig auch zum Tode führen. Die Menschen kommen zu uns, wenn sie schwer pflegebedürftig werden. Die Einrichtung verfügt sowohl von der Ausstattung als auch von der personellen Infrastruktur über beste Voraussetzungen dafür, diese Menschen zu pflegen. Der Personalschlüssel ist auch deutlich höher als in der Seniorenpflege, da er auf sehr schwere Pflege ausgerichtet ist. Auf schwere Pflege bis zum Tod.

Warum beides unter einem Dach? Sind die beiden die zwei Seiten einer Medaille oder funktionieren sie völlig losgelöst voneinander?

Es gibt viele Berührungspunkte im Haus. Die Bewohner der Jungen Pflege versuchen sich verständlicherweise oft abzugrenzen von der Seniorenpflege. Viele der Senioren sind ja auch bettlägerig oder dement. Natürlich finden Begegnungen statt – auf Veranstaltungen, im Haus, im Café, in der Tagesbetreuung. Wir trennen zwar strikt das Personal, jedoch nicht die Bewohner. Aber man muss ganz klar sagen: die Bedürfnisse der jungen Menschen sind andere als die der Senioren. Die jungen Bewohner geben unserer Einrichtung die Struktur vor – so frühstücken zum Beispiel manche gerne erst mittags um eins oder wollen spät ins Bett. Da müssen wir uns anpassen. Den alten Menschen mit Demenz müssen wir häufig Struktur geben. »

« Nehmen die Bewohner der Pflege am regen kulturellen Leben des Hauses teil? Wie profitieren Sie vom Angebot des Generationenhauses Heselach? Was könnten Sie sich darüber hinaus vorstellen?

Unsere Bewohner profitieren in hohem Maße von der Vielfalt der Angebote. Vom Café und dem Mütterzentrum. Hier wird versucht, die Bewohner ganz bewusst mit einzubeziehen. Zum Beispiel gehen Mitarbeiter gezielt mit den Bewohnern mittwochs in den offenen Treff des Mütterzentrums. Unsere Bewohner genießen die lebendige Vielfalt sehr! Oder es gibt Begegnungen unten am Aufzug. Oder im Café. Dorthin gehen sowohl junge als auch alte Bewohner, wenn sie mobil sind und Lust dazu haben. Wer es möchte, hat hier jede, jede Möglichkeit. Die Angebotsstruktur ist so vielfältig, dass unsere Bewohner gar nicht alles wahrnehmen können. Darüber hinaus haben wir enge Kontakte zur AMSEL (der Selbsthilfegruppe Multiple Sklerose Erkrankter – Anmerkung der Autorin), die uns seit Jahren mit kritischer Solidarität begleitet. Als Interessensvertreter der Bewohner schauen die Leute von AMSEL kritisch auf manches Prozedere bei uns und bringen uns dadurch ein gutes Stück weiter. Außerdem holen AMSEL-Mitarbeiter unsere Bewohner zu Veranstaltungen ab oder kommen zu ihren Kontakttreffen ins Haus. Auch davon profitieren unsere Bewohner.



Der Pflegeberuf ist physisch wie psychisch sehr anstrengend. Woraus schöpfen Sie und Ihre Mitarbeiter Kraft?

Also zunächst mal möchte ich sagen: Der Pflegeberuf ist ein ganz normaler Beruf. Es ist ein Beruf, in dem man sehr viel mit Menschen zu tun hat, der körperlich nicht viel anstrengender ist als zum Beispiel Bäcker oder die Arbeit in Großküchen. Wir haben eine sehr gute technische Ausstattung zur Unterstützung bei der Pflege. Außerdem ist es ein Irrglaube, dass die Pflegekräfte so wenig verdienen. Pflegekräfte verdienen im Vergleich

zu Menschen in anderen Ausbildungsberufen sehr viel besser, schon in der Ausbildung. Es ist ein Beruf, der inzwischen sehr hohe Anforderungen stellt – etwa hohe soziale Kompetenz, PC-Kenntnisse, Psychologie, medizinisches Wissen und der hervorragende Aufstiegsmöglichkeiten bietet. Ungünstig ist zum Teil die Arbeitszeit – etwa am Wochenende oder nachts. Die Bezahlung erfolgt nach Tarif. In der Stadt Stuttgart haben wir einen sehr fairen Arbeitgeber, der den Tarif konsequent umsetzt. Außerdem gibt es Zulagen – Wochenendzulage, Wechselschichtzulage, Einspringerzulage – das ist eine Menge Geld. Man kann schon ganz gut verdienen hier. Außerdem ist es ein absoluter Zukunftsberuf!

Was mich stört ist, wenn die Leute sagen: Ihr seid hier so teuer. Wir sind hier beim höchsten Pflegesatz in der Jungen Pflege bei 151 Euro pro Tag. Dafür werden die Bewohner nachts zum Teil zwei- bis viermal gelagert – von zwei Personen. Es gibt vier Mahlzeiten am Tag, die Bewohner werden gewaschen und pflegerisch versorgt – und das von hochqualifizierten Kräften – 24 Stunden rund um die Uhr und haben ein Zimmer mit bester Ausstattung. Da sind 151 Euro eigentlich eher wenig.

Was macht Sie traurig, was froh in Ihrem Beruf?

Es gibt Situationen, die sind richtig schlimm. Zum Beispiel bei einer Hausführung letztes Jahr kamen ein Mann und eine Frau, um die fünfzig und eine junge Frau. Nach der Hausführung baten sie mich noch um eine Unterredung im Büro. Die junge Frau – um die dreißig, attraktiv, aufgeschlossen – hat mir dann Fragen gestellt. Und der Mann sagte: „Wir suchen einen Pflegeplatz für unsere Tochter.“ „Für Ihre Schwester?“ habe ich die junge Frau gefragt. „Nee, für mich. Ich habe einen Hirntumor, in spätestens drei Monaten bin ich schwerstpflegebedürftig. Das können meine Eltern nicht.“ Mir ist die Kinnlade runtergefallen. Ich habe dann gesagt: „Frühestens in einem Jahr.“ „Ja, da bin ich tot.“ Ich war tief betroffen! Und mit solchen Schicksalen hat man hier ständig zu tun. Das hat mich dazu veranlasst, die Junge Pflege mit Nachdruck weiter auszubauen – wir hatten ursprünglich 24 Plätze, jetzt sind es 50 – da oft eine verzweifelte Nachfrage nach diesen Plätzen besteht.

Die Menschen werden immer älter und daher steigt auch die Pflegebedürftigkeit. Ist das Generationenhaus Heselach ein Modell mit Zukunftscharakter?

Es hat sicher Zukunftscharakter. Es ist aber auch schwierig. Auf der einen Seite profitieren die Bewohner in hohem Maße von den anderen Einrichtungen wie Café, WABE, Mütterzentrum, andererseits habe ich die wirtschaftliche Gesamtverantwortung. Kosten, die im Haus entstehen, müssen nach ihrer Entstehung zugeordnet werden. Wir, die Nutzergruppen, sind in einer ständigen Auseinandersetzung miteinander – und lernen dabei auch viel voneinander. Ein solitäres Pflegeheim ist sicher einfacher zu führen.

Andererseits ist es toll, da die Bewohner, aber auch deren Besucher, profitieren. Es ist ein Modell mit Zukunft, ich finde, es ist das ideale Modell, aber es ist auch konfliktreich. Man muss immer zu Kompromissen bereit sein – wie geht man einen Mittelweg zwischen Kostendeckung und harmonischem und fruchtbarem Miteinander. Man muss es mögen, die Mitarbeiter müssen es mögen. Denn für sie bedeutet es auch manchmal Mehrarbeit – Bewohner ins Café begleiten, abholen uns so weiter. Aber es läuft sehr gut. Es arbeiten hier lauter Leute, die das wollen und lieben. Es ist oft nicht einfach, aber es ist nie langweilig. ■

Bei uns treffen sich die Alltagsexperten

Als die IKEA-Werber den neuen Spot für ihre Küchen konzipierten, müssen sie im Mütterzentrum gewesen sein! „Gemacht, um ganz viel Leben auszuhalten.“ Wo träfe das besser zu als an diesem Ort der Lebendigkeit? Babys krabbeln durch die hellen Räume, Kinder spielen Fangen, Mütter und auch ein paar Väter sitzen an den mit Blumen dekorierten Tischen. Ein Idyll? Ein Mikrokosmos. Ins ‚MüZe‘ kommt, wer Gesellschaft sucht, Austausch, Freiraum für sich und seine Kinder, wer Pause machen oder mit anpacken möchte: Familien, Mütter, Väter, mittwochs kommen die ‚Nachbarn‘ aus der Senioren- und Jungen Pflege und überhaupt ist jeder jederzeit willkommen – gleich, welchen kulturellen oder ethnischen Hintergrund er mitbringt. Die ‚guten Seelen‘ des MüZe sind Simone Baldes und Barbara Bansbach. Auch sie kamen am Anfang mit ihren Kindern ins MüZe, um andere Mütter zu treffen. Später wurden sie ehrenamtliche Kaffeemitarbeiterinnen und Vorstandsfrauen. Als das MüZe vor zehn Jahren die Räume im Generationenhaus Heschl bezog, wurde die Wichtigkeit der Arbeit im Mütterzentrum er- und von Seiten der Stadt anerkannt. Der Verein konnte so eine Koordinatorinnenstelle schaffen, die sich die beiden Frauen heute teilen. Sie verstehen sich als Ansprechpartnerinnen, koordinieren, organisieren, aber sie wollen nicht die ‚Chefinnen‘ des MüZe sein. „Wir bieten hier eine Plattform, wo Menschen selbst etwas gestalten können. Dafür schaffen wir die Rahmenbedingungen und unterstützen sie. Wir wollen weg vom reinen Konsum von Dienstleistungen. Wir wollen Raum geben – in doppelter Hinsicht. Hier kann sich jeder ausprobieren und seine Ideen und Ressourcen einbringen. Das Schöne daran ist: jeder, der hier arbeitet, lernt und wächst.“ Und es arbeiten viele hier. Denn nur durch die Eigenleistung der Besucher kann das umfangreiche Angebot erdacht und realisiert werden.

Das Herzstück des Zentrums ist das Café, in dem auch ein günstiger internationaler Mittagstisch angeboten wird. Es öffnet an fünf Tagen von halb zehn bis achtzehn Uhr seine Pforten. Vor allem die Kinder finden den Garten mit alten Kastanien und viel Platz zum Toben ganz toll. Eine grüne Oase in der Stadt, die übrigens auch die Bewohner der Pflegeeinrichtungen genießen.

Mit all seinen Räumen und Angeboten möchte das MüZe Familien die Möglichkeit bieten, aus ihrem kleinen, isolierten Zuhause herauszugehen. „Hier kann ein Säugling schreien, da guckt keiner blöd. Es gibt Platz für Kinderwagen. Hier kann man sich ein soziales Netzwerk aufbauen. Das funktioniert auch gut. Freundschaften entstehen. Man hilft sich gegenseitig.“ erklärt Barbara Bansbach das MüZe-Konzept. Und Simone Baldes ergänzt: „Es ist wichtig, Orte zu haben, an denen sich Menschen mit ihren Kindern angenommen fühlen. Das MüZe ist so ein Ort.“ Obgleich es eine



Kinderbetreuung gibt, steht die Arbeit mit Kindern nicht im Vordergrund. „Wir möchten Strukturen schaffen, damit Familien sich wohlfühlen. Damit sie einen Freiraum haben, wo Kinder gut betreut sind und Eltern auch mal freie Zeit für sich haben.“ Wer von nächtlichen Streifzügen mit einem schreienden Baby auf dem Arm übermüdet ist, darf hier auch mal in Ruhe entspannen! „Eine Mutter kam an und drückte einer anderen ihr Kind in den Arm. Sie müsse jetzt mal eine halbe Stunde schlafen. Auch das ist bei uns möglich!“, freut sich Barbara Bansbach über das vertrauensvolle Miteinander.

Natürlich gibt es auch im MüZe – wie in jeder Organisation, wo ständig Neues erdacht und erschaffen wird – Meinungsverschiedenheiten. Dann wird diskutiert, um Lösungen gerungen. Denn nur durch den Austausch, die Bereitschaft, dem anderen zuzuhören und seine Sicht der Dinge zu verstehen, bleibt das Ganze lebendig und entwickelt sich weiter.

Der Erfolg und das positive Feedback der Besucher gibt dem MüZe-Konzept Recht. „Bei uns erleben die Menschen ein Stück Lebensalltag. Da profitieren wir auch von den Strukturen des Generationenhauses. Die Kinder sehen hier oft zum ersten Mal Menschen in Rollstühlen und lernen, dass sie ganz selbstverständlich dazu gehören. Wir leben in diesem Haus und erleben uns gegenseitig. Dabei sind es die kleinen Begegnungen, die ganz viel Wert haben. Ein Hallo am Aufzug oder ein Gruß am Eingang – das macht das Miteinander hier lebenswert.“

Ach ja: Auch die in diesem Frühjahr neu eingebaute Küche (übrigens von IKEA und nur dank ganz viel Eigenleistung so schön geworden!) trägt das Ihre zum Gesamterfolg bei! Man fühlt sich ein bisschen wie in der behaglichen Wohnküche einer Großfamilie: hier tobt ganz viel Leben... ■

Das tägliche Brot für Künstler

Ein nicht endender Applaus für Helga Brehme und ihr Theater am Faden

Wir haben es alle schon erlebt, beim Berichten, beim Erzählen, beim Schreiben: Womit fange ich an? Wie gestalten sich die ersten Worte, Sätze?

Ich musste es erleben, nachdem ich Helga Brehme in ihrem Theater am Faden besucht habe und danach für dieses Buch eine Geschichte über sie, über ihr Theater, über ihre Marionettenfiguren, über ihre Aufführungen, über ihre Liebe zum Puppenspiel... und, weil es zu diesem Buch gehört, über ihre Verbundenheit zum Generationenhaus Heselach schreiben wollte.

Welche Worte finde ich, wenn ich allein durch die Eindrücke, Impressionen und Inspirationen, die in ihrem Theater leben und für mich lebendig werden, ein ganzes Buch für sich schreiben könnte? Wie gelingt es mir, auf wenigen Seiten die Faszination von einem und für einen Menschen einzufangen, dessen Leben und Wirken für eine phantastische Kunst bereits ein eigenständiges Gesamtwerk ausfüllt? Und nochmals: Wie eröffne ich hier diese Geschichte über Helga Brehme und ihr Theater am Faden?

Vielleicht mit einem Auszug aus einem Zeitungsartikel, den sie mir gezeigt hat? Als sich für Helga Brehme ihr heimlicher großer Wunsch erfüllt hatte, Granada zu besuchen, stand sie bewundernd vor dem ihrer Ansicht nach beeindruckendsten Bauwerk islamischer Kunst im maurischen Stil. „Wir haben uns die Alhambra erst von allen Seiten aus angeschaut, bevor wir hineingegangen sind“, sagte sie, als sie mit ihrer Tochter Katharina ehrfürchtig davorstand. Mir erging es nicht anders, als ich mich an einem wunderschönen Frühlingstag dem kleinen Theater in der Hasenstraße näherte, dem idyllischen, bukolischen Haus, einem Labyrinth von Bühnenraum, Wohnung, Werkstatt, Garderobe, Requisite, Gästezimmer, Büro unter einem Dach, und dem verwunschenen, verzauberten, wild wuchernden Garten mit der urgemütlichen Sitzrunde mit den schiefen Holzstühlen und dem gusseisernen Tischchen...

Ich merke, ich komme ins Schwärmen! Dann doch besser ein anderer Beginn: Ihre vielen Reisen in ferne Länder haben Helga Brehme und ihr Theater am Faden geprägt. Aus Indien, Indonesien, Russland und Georgien beispielsweise brachte sie Geschichten, Märchen, Erzählungen, Theaterstücke und viele Requisiten mit, die sie mit ihrem eigenen, unnachahmlichen Inszenierungsstil und der virtuellen Leichtigkeit, die ihre auch selbst gefertigten Marionetten verkörpern, auf die Bühne bringt. Die indische Kunst des Figuren- und Schattentheaters hat sie besonders fasziniert. Auf dem Weg durch den romantischen Garten ihres Theaters empfingen mich bereits Sammlungen traditioneller Marionetten aus Indien. Skulpturen und Reliefs von Reinhard



und Hildegard Siecke, früheren Studienkollegen an der Kunstakademie, gestalten den Garten fast schon zu einem Museum. Ich betrete durch eine niedrige Holztür das Theater mit all seinen Nebenräumen. Behutsam setze ich meine Schritte auf den rohen, backsteingepflasterten Fußboden. Mir begegnen Reliefs mit Puppenmotiven, die aus mächtigen Holzbalken herausgeschnitzt wurden, altes Spielzeug, Karussellpferde und unzählige Marionetten und Stabfiguren aus allen Kulturkreisen. Und irgendwann stehe ich staunend vor dem kaum in Worte zu fassenden Theaterraum mit seiner zauberhaften Bühne....

Ich erkenne, das alles zu beschreiben, sprengt den Rahmen dieser Geschichte. Ich muss umdenken – können die folgenden Worte jetzt ein Einstieg werden? Helga Brehme und ihr Mann Karl Rettenbacher kamen anlässlich eines von ihnen organisierten Russland-Festivals, bei dem an verschiedenen Orten Stuttgarts unterschiedlichste Theaterstücke gezeigt wurden, mit dem Generationenhaus in Berührung. Im wahrsten Sinne des Wortes: Russisches Puppen- und Schauspieltheater, dargeboten von Bühnen aus Moskau und Tomsk/Sibirien, begeisterten auch die Zuschauer im Frank'schen Saalbau. Sie durften eine Mischung aus Figuren- und Personentheater, Musik und Sprache teils russisch, teils deutsch, hautnah erleben. Es war allerdings nicht die erste und sollte auch nicht die letzte Begegnung im Generationenhaus bleiben. Mit ihrem Theater am Faden hat Helga Brehme in nahezu 40 Jahren eine wechselhafte und manchmal auch leidvolle Geschichte erleben »

« müssen. Wegen Kündigungen musste sie ihr Domizil wechseln, ein verheerender Brand in ihren jetzigen Theaterräumen in der Hasenstraße vernichtete eine Reihe von unwiederbringlichen Schätzen und Kleinoden, die Aufführungen mussten für lange Zeit ausfallen. Doch ihr Ehrgeiz, ihr Engagement, ihr Mut und ihr Wille sind nie erloschen. Schon vor der Ära Generationenhaus fand sie in dem Areal der früheren Brauerei, genauer gesagt im ehemaligen Judoraum, Lagerplatz für ihre Requisiten und Aufbauten. Mit dem Bau des Generationenhauses bot der damalige Bezirksbeirat Helga Brehme an, mit ihrem Theater dort einzuziehen. Doch sie konnte sich nicht so richtig mit den modernen Elementen zu ihrem aus alten Traditionen entsprungenen Theater anfreunden. Auch wenn der Brand 20 Jahre nach der ersten Aufführung im bis heute bestehenden Theater in der Hasenstraße ein herber Rückschlag war, für Helga Brehme war dieses Haus mit all seinen Labyrinth und Irrgärten ein Glücksfall und ist aus ihrem künstlerischen Leben und Schaffen nicht mehr wegzudenken...

Halt! Auch mit diesem Anfang finde ich kein Ende, obwohl ich längst dort angekommen sein sollte. Das Beste wird sein, wenn ich einen anderen Menschen zu Wort kommen lasse, der in anschaulicher und eindrucksvoller Weise auf knappem Raum – nämlich im aktuellen Programmheft – eine Laudatio auf Helga Brehme und ihr Theater am Faden schrieb: Christiane Gollwitzer, der aus ihrer engagierten Leidenschaft für darstellende Kunst, im Besonderen auch für das Marionettentheater heraus, und auch durch ihre enge Verbundenheit mit Indien und den asiatischen Kulturen eine wunderbare Beschreibung gelungen ist:

„Wenn der große Atem Indiens im 'Theater am Faden' weht...“

Noch immer ist dies kleine versponnene Schatzkästlein in Stuttgart-Heslach ein Geheimtipp für Insider: eher bekannt bei Müttern mit märchen-hungrigen Kindern, die dort das Puppenspiel von Helga Brehme erleben. Viel zu wenige Menschen haben bisher wahrgenommen, dass hier auch noch auf einer ganz anderen Ebene Schichten der menschlichen Seele durch die Berührung mit dem großen Atem Indiens zum Klingen gebracht werden. Die klassische indische Musik, die hier auf Sitar, Tabla und anderen traditionsreichen Instrumenten von indischen Künstlern dargeboten wird, sowie der bezaubernde

Tanz der hinreißenden Monalisa Ghosh aus Kalkutta und anderer Künstler sind Erlebnisse, zu denen sich kaum Vergleichbares andernorts in Stuttgart finden lässt. Jedes Jahr, im Frühjahr und im Herbst, werden solche fernöstlichen Kostbarkeiten für Auge, Ohr und Seele im winzigen 'Theater am Faden' geboten, in orientalisch-märchenhafter Atmosphäre, ohne Lautsprecher oder Lichttechnikeffekte! Man erlebt hier die hohe Kunst der indischen Tradition pur, fühlt sich wie entrückt in eine andere Welt, deren Ruhe und innere Weite den Zuschauer so durchdringt, dass seine Seele zu tanzen beginnt. Das hörende Versenken in die obertonreichen Klänge der Ragas, die nach strengem Formprinzip immer neu improvisiert werden, lässt den Gast die europäische, durch Uhr und Termine zerstückte Zeit völlig vergessen. Es ist, als ob man durch die Darbietungen der innerlich-heiteren, sanften indischen Künstler selbst in den großen Strom des Weltrhythmus hineingezogen würde, erfüllt und gestärkt kehrt man dann aus dem kleinen Zauberhäuschen in der Heslacher Altstadt zurück in den Alltag: dieser ist plötzlich zum All-Tag geworden.“

Mit ihrem freundlichen Einverständnis, diese Worte hier zitieren zu dürfen, möchte ich Christiane Gollwitzer meinen herzlichen Dank ausdrücken.

Ist es mir schon schwer gefallen, einen würdigen Textestieg zu finden, der die Geschichte von Helga Brehme und ihrem Theater am Faden in prägnanten Worten erzählt, habe ich das Gefühl, dass mir am Ende Gleiches unterlaufen wird. Ich bin mir sicher, es kann kein Ende geben. Wenn es mir an dieser Stelle gelingt, den Kreis annähernd zu schließen, darf ich mich glücklich schätzen: War es anlässlich der ersten Heslacher Hocketse auf dem Bihlplatz mit dem Marionettentheater „Wie die Heslacher zu den blauen Strümpfen kamen?“ ein großer Auftritt für Helga Brehme, so freue ich mich, dass sie mit ihren Figuren am Jubiläumstag im Innenhof des Generationenhauses bei einem ihrer Lieblingsstücke, dem ungarischen Märchen „Der sternäugige Schäfer“, zusammen mit ihrem Mitspieler Velemir Pankratov die kunstvollen Fäden ziehen wird.

Am Ende mit nicht enden wollenden Applaus. ■





Musik kennt keine Grenzen

Eine Heselcher Legende der Popmusik erinnert sich

So geplant war es nicht – und so richtig in das beschlossene Programm der offiziellen Einweihungsfeier des Generationenhauses Heselach am 2. März 2002 sollte es auch nicht passen... Gerhard Zipp und seine Rockband 'The Viscounts' wurden mit der Ankündigung ihres Auftritts einen Tag zuvor genau so wie die geladenen Gäste und die vielen Besucher am denkwürdigen Tag selbst überrascht.

'The Viscounts' waren zur damaligen Zeit eine Oldies-Rock-Band der klassischen Beat-Generation – sind es heute noch, wenn auch in anderer Besetzung und in einem gestandeneren Alter als um die Jahrtausendwende. Ihr Repertoire gehörte damals wie heute zur Rockmusik, meist von der englischen Insel. Stücke – pardon, es sind ja Songs – der Rolling Stones, von den Beatles, der Shadows, von Clarence Clearwater Revival, den Kinks, von Rod Stewart, als er noch einer der Small Faces war... kurz, von den Bands, die in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts Rockgeschichte geschrieben bzw. gespielt haben. Heute – 'je oller, je doller' – kommen bei den Auftritten von 'The Viscounts' noch Hard-Rock-Stücke, beispielsweise von ACDC, zum Zuge.

Zurück ins Jahr 2001. Kurzfristig wurden 'The Viscounts' engagiert, fürs Proben blieb keine Zeit, Improvisieren war angesagt. Darin war und ist die Band geübt – die immer wieder einstudierten und damit gekonnten Akkorde an den Gitarren und am Bass sowie die rhythmischen Schläge und Wirbel auf den Drums kommen wie von selbst, ganz von alleine.

Und dennoch: Der Rock-Auftritt von 'The Viscounts' zur Einweihung des Generationenhauses sollte gewissermaßen zu einer mittelgroßen Herausforderung werden. Wegen der doch nicht zu unterschätzenden Phonzahl, gerade in geschlossenen Räumlichkeiten des Hauses und – das ist nicht böse gemeint – wegen der vielleicht mehr für klassische Musik zu begeisternden Einweihungsgäste, wurde das 'Konzert' nach außen verlagert. Und dann – so könnte man rückblickend konstatieren – schlug Murphy mit seinem bekannten Gesetz zu: Das Wetter spielte im wahrsten Sinne des Wortes nicht mit. An diesem Tag war es ausgesprochen kalt und es hatte kräftig geregnet. Keine guten Bedingungen für Instrumente und Menschen, die diese bedienen. Fans und begeisterte Zuhörer waren da allerdings robuster – sie wollten sich nicht durch die Wechselhaftigkeit eines Wetters um ihren Hörgenuss bringen lassen. Die Stücke von 'The Viscounts' – es blieb keine andere Wahl – hallten im Durchgang des vorderen Traktes des neuen Gebäudes zwischen Böblinger Straße und dem damaligen Unteren Wannengeweg. Und: Erschwerend mit der Maßgabe, diesen Durchgang für das Publikum auch noch weitestgehend frei zu halten. Gravierend deshalb, weil die fünf Bandmitglieder mit Blickrichtung auf den Rücken des Vordermannes hintereinander standen, der Schlagzeuger saß am Ende. Für

Gerhard Zipp eine anspruchsvolle, jedoch – wie sich zeigte – nicht unlösbare Aufgabe. Als 'Bandleader' gab er den Takt an, damit auch alle in seinem 'Orchester' den richtigen Ton an der richtigen Stelle treffen. Will heißen, der notwendige Blickkontakt für einen übereinstimmenden Einsatz ging nur mit Verrenkungen der Halswirbelsäule – musikalische Körperbewegungen durch physiotherapeutische Untermauerung.

'The Viscounts' haben es mit Bravour gemeistert. Und die Gäste waren mit Bravo-Rufen begeistert. Die Einweihung des Generationenhauses unter den Klängen von 'The House of the Rising Sun' trotz des Regens hätten auch die Animals höchstpersönlich nicht perfekter hinbekommen. ■



Gerhard Zipp (unten links) startete 1964 in klassischer Besetzung zu viert mit 'The Silhouettes', um Stuttgarter Rockfans für den englischen Beat der damaligen Zeit zu begeistern. Im Jahre 2000 wurde die Band zu 'The Viscounts' – ihre Auftritte und ihr Repertoire blieben gleich. Nur spielten sie fast 40 Jahre später inzwischen Oldies. Bis heute sind die gereiften Herren Rockmusiker auf Popkonzerten bis hin zu Benefizveranstaltungen, u. a. in der Matthäuskirche am Erwin-Schoettle-Platz, ein Publikumsmagnet.

Und eine weitere Anekdote darf auch nicht verschwiegen werden: Gerhard Zipp's Vater Moritz war ein erfolgreicher Boxkämpfer – vom Olympiateilnehmer bis zum Württembergischen Meister in seiner Klasse. 1948 fand in den damaligen Räumen der Brauerei Frank am Unteren Wannengeweg ein Boxkampf mit Moritz Zipp statt, bei dem der Lokalmatador mit einem souveränen KO-Sieg sein letztes 'Heimspiel nach Hause brachte' und mit diesem Triumph an dieser Stelle seine Karriere erfolgreich beenden konnte.

Das erfreut einfach mein Herz

Carola Haegele hat außer Kulturmanagement Philosophie studiert. Vielleicht gelingt es ihr deshalb so gut, die Menschen im Generationenhaus Heschlach zu verstehen, sich in ihre Schicksale hineinzudenken. Sie ist die oberste Netzwerkerin im Initiativenzentrum und versteht sich als Dienstleisterin für Menschen, die Hilfe suchen. Im Interview erzählte sie begeistert und engagiert von ihrer Arbeit und was sie antreibt. Dass sie ihre Arbeit liebt, sieht und spürt man bei jedem ihrer Sätze.

Die Leitidee des Generationenhauses Heschlach lautet: „Gelegenheiten und Räume schaffen, in denen Generationenbegegnungen stattfinden, die geprägt sind vom gegenseitigen Respekt, vom Spaß am gemeinsamen Tun und von der Bereitschaft voneinander zu lernen.“ Was konkret ist deine Aufgabe hierbei?

Das Wichtigste bei meiner Arbeit ist: Menschen zusammenzubringen. Wir wollen hier immer wieder – auch mit unseren Räumen – Gelegenheiten schaffen, andere einzuladen. Dazu haben wir ein Leitbild und Zielbäume erarbeitet, um festzulegen, wie konkret man Strukturen umsetzen kann. Ich erkläre das mal an einem Beispiel: Ein Ziel war es, Nachbarschaft ins Haus zu holen. Wie bekommt man das hin? Wie und wo können sich Menschen ganz unkompliziert treffen? Das war die Geburtsstunde des Cafés. Am Anfang war es ein leerer grauer Raum. Wir wollten daraus kein kommerzielles Café machen, sondern eine Begegnungsstätte, die der Kommunikation dient, wo sich Leute treffen können, miteinander in Kontakt kommen. Wo Menschen auf ehrenamtlicher Basis schaffen: das Café Nachbarschaft war geboren. Spenden sind willkommen, aber ansonsten sind Tee und Kaffee umsonst, damit wir einige gar nicht erst ausschließen. Nachbarschaft und Kooperationen gewinnen wir auch mit unseren vielen Veranstaltungen. Die Menschen sollen sich identifizieren und mitgestalten. So entstehen Spaß, ein Miteinander- und Voneinanderlernen und natürlich auch Respekt voreinander.

Außerdem: Wenn man den Anderen kennenlernt, baut das Vorurteile ab. So kommen zu uns zum Beispiel Menschen mit Behinderung. Wenn man das tagtäglich erlebt, sieht man gar nicht mehr die Behinderung, sondern man erlebt den Menschen. Wo braucht er Hilfe? Denn jeder braucht irgendwann einmal Hilfe. Da gilt es dann, Vernetzung zu koordinieren, damit die Menschen auch Hilfe zur Selbsthilfe finden. Es wird keiner abgewiesen. Jeder ist hier herzlich willkommen.



Wer oder was hilft dir dabei?

Beatrice Meyer ist meine Assistentin. Sie hat ihre Bachelor-Arbeit über Generationenhäuser geschrieben und dann bei mir eine überplanmäßige Stelle erhalten. Ein weiterer Mitarbeiter ist Jaroslav Paterna, ein ehemaliger Heimleiter einer Flüchtlingsunterkunft. Er ist für Verträge mit Vereinen, Raumbuchungen und so weiter zuständig. Und natürlich die mehr als 40 ehrenamtlichen Helfer und Gastgeberinnen.

Die Initiativen und Vereine sind ja sehr vielfältig. Was verbindet sie? Ist es nur die Suche nach Räumlichkeiten, die sie ins Generationenhaus Heschlach führt oder gibt es einen besonderen „Spirit“, den sie hier suchen und auch finden?

Am Anfang war das Generationenhaus Heschlach offen – Initiativen konnten Räume nutzen und sollten Leben ins Haus bringen. Es hat sich aber herausgestellt, dass viele Gruppen und Vereine nur an Räumen interessiert waren und sich nicht mit dem Haus identifiziert, geschweige denn irgend etwas im Sinne des Hauses getan haben. Wir haben eigentlich nur den Hausmeister für sie gespielt und geschaut, dass die Räume in Ordnung sind. Die Initiativen kannten sich untereinander auch gar nicht. Wir haben denen dann gekündigt und gesagt: „Ihr habt die Möglichkeit euch zu bewerben. Wir bieten kostenfreie Räumlichkeiten, wenn ihr bestimmte Bedingungen erfüllt. Bedingungen sind, dass die Veranstaltungen gemeinnützig und generationsübergreifend sind oder dass ihr ehrenamtlich bei großen Veranstaltungen mitmacht. Vor allem aber, dass ihr beim gemeinsamen Nutzertreffen dabei seid, um euch innerhalb des Hauses zu vernetzen.“ Nach der Kündigung dachten wir, da werden nicht mehr viele kommen. Aber sie kamen! Und in der Zwischenzeit sind es mehr als 60 Vereine, die den Gedanken des Hauses mittragen und bereit sind, sich ehrenamtlich einzubringen. »

« Wir machen die Verträge für ein Jahr und wenn die Vereine und Initiativen sich dann behaupten und es ein Miteinander ist und sie sich ehrenamtlich betätigen, können sie sich für die weiteren Jahre auch bewerben.

Hast du ein konkretes Beispiel, wie sich zwei Initiativen befruchten?

Wir haben eine Kunstinitiative NecArs – das sind viele Künstler aus dem russischsprachigen Bereich – Komponisten, Musiker – die hier erst mal auch Deutsch gelernt haben. Die die Möglichkeit haben, hier zu proben, Musik zu machen. Deren Pianist komponiert regelmäßig und hat irgendwann ein Musical komponiert. Für die Ausführung brauchten sie dann Leute, die mitmachen. Sie haben Kinder gesucht und die Kinder von Dance for Kids haben mitgemacht, der freie Chor, der regelmäßig hier probt, und auch der türkische Verein ADD hilft mit.

Auch unsere Feste sind ein gutes Beispiel. Die Feste sind bunt gemischt mit einem vielfältigen Programm. Da gibt es peruanische und mexikanische Tanzgruppen, einen Chor, eine japanische Teezeremonie, Sketche der Theatergruppen und so weiter und so weiter. Bei unserem nächsten Sommerfest werden allein 19 kulturelle Angebote stattfinden. Das zieht. Dadurch kommen auch Leute ins Haus: die Angehörigen, die Freunde. Und ich finde es faszinierend, wenn man sieht, wie zum Beispiel eine russische Gruppe und eine türkische Gruppe zusammensitzen und miteinander arbeiten.

Das Generationenhaus Heselach ist ein Marktplatz des Miteinanders – theoretisch – wird dies auch so gelebt und von den Menschen hier drin und von den Besuchern so empfunden?

Natürlich nicht jeden Tag. Aber jeden Tag sitzen hier im Café Leute zusammen, gehen Menschen durchs Haus – vom Baby im Kinderwagen bis zur 90-jährigen Frau. Jeden Tag ist also generationenübergreifende Begegnung da.

Das Kulturprogramm im Café ist für die Bewohner hier ein willkommener Anlass, nach unten zu kommen. Und auch deren Angehörige kommen und nehmen an den Veranstaltungen teil.

Was treibt dich an, was motiviert dich, jeden Tag die „Moderatorin“ zu geben?

Ich finde die Arbeit mit Menschen faszinierend, wie viel zurückkommt, wie viele Ideen entwickelt werden. Es ist schön, wenn man merkt, dass sich zwischen verschiedenen Kulturen etwas entwickelt. Wie selbstverständlich das Miteinander ist. Es freut mich jeden Tag, wie Vorurteile einfach wegpurzeln, weil man sich kennenlernt, Freundschaften schließt. Das erfreut einfach mein Herz. Ich finde es toll, mittendrin zu sein. Nach den Möglichkeiten der Menschen zu suchen und sie zu finden. Im Leben ist alles ein Geben und Nehmen. Und ich merke, dass das hier gelebt wird.

Wie entspannst du nach einem Tag im Generationenhaus Heselach? Worauf freust du dich, wenn du Feierabend hast?

Mir ist ganz wichtig, dass ich mich, wenn ich nach Hause komme, auf mein Kind konzentriere. Jetzt bin ich zu Hause! Aber das musste ich erst lernen. Man nimmt ganz viele Schicksale, Begebenheiten mit. Man muss lernen, dies auszublenden. Ich mache unheimlich gerne Yoga, wir haben eine tolle Nachbarschaft, machen viele Nachbarschaftsfeste. Im Sommer sind wir sehr oft draußen – wir haben einen offenen Garten und Hof – und wenn wir grillen, kommen die Nachbarn einfach dazu.

Hast du Projekte, von denen du sagen würdest: „Das sind meine Babys, die würde ich unheimlich gerne umsetzen.“?

Ich habe aufgehört, mich auf Projekte zu versteifen. Ich habe gelernt zu schauen, was möchten die Leute umsetzen und helfe dabei.

Wichtig ist mir die Außengestaltung des Hauses, die Straße davor. Der Gedanke der Nachbarschaftshilfe soll auch hier gelebt werden. Ich hoffe, die Straße wird dahingehend umgestaltet, dass eine Aufenthaltsqualität entsteht.

Was ist für dich das Tolle am und im Generationenhaus Heselach und was würdest du gerne ändern?

Viele Menschen, die hier helfen, machen dies im Ehrenamt. Aber manche sind auch darauf angewiesen, dass sie regelmäßig Geld bekommen. Ich würde mich freuen, wenn sie die Arbeit, die sie hier machen, bezahlt bekämen. Sie brauchen Anerkennung und finanzielle Unabhängigkeit. Das bringt Selbstbewusstsein. Und Menschen, die selbstbewusst sind, die Anerkennung erfahren, können wieder ganz viel geben. Können gestärkt auch anderen helfen, können Nachbarschaftshilfe geben. Es war mir gar nie so bewusst, wie wichtig es ist, Arbeit zu haben, wo man zum einen Geld verdient und sich einbringen kann, wo man andererseits mit Leidenschaft dabei sein kann. Ich bin absolut froh, dass ich so einen Job habe.

Was war der bewegendste Moment bei deiner Arbeit im Generationenhaus Heselach?

Es gibt nicht den bewegendsten Moment – es sind viele kleine Momente. Zum Beispiel, wenn Menschen kommen, die sagen: „Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr“ und wenn die sich dann im Café engagieren und man merkt, wie sie aufblühen. Wir haben ihnen ja nichts Großartiges gegeben, sie machen ja selbst was – das finde ich immer wieder toll.

Und auch das Café Nachbarschaft! Es wurde ja unter widrigen Umständen eröffnet und nun haben wir um die 45 Ehrenamtliche, die mit Herzblut dabei sind. Das finde ich einfach schön. ■

Die Geschichte von einem schwierigen Anfang mit gutem Ausgang ...

... erzählt von Gabriele Müller-Trimbusch

Ich hatte das große Glück, als Kind auf dem Gutshof meiner Eltern erleben zu können, wie spannend es ist, den Alltag mit den unterschiedlichsten Menschen und Generationen zu teilen. Das hat mich wohl geprägt, so dass ich diese lebendige Form des Miteinanders auch anderen Menschen ermöglichen wollte.

Anfang 1995, also sechs Jahre, bevor das erste Generationenhaus schließlich eingeweiht werden konnte, kamen die Herren Kurz und Krieger zu mir, um sich Altenheime anzusehen, denn die Gebrüder Schmid, deren Testamentsvollstrecker die beiden waren, hatten verfügt, mit einem Teil ihres Vermögens Altenheime zu bauen. Ich sagte damals: „Gut, dann machen wir eine kleine Tour, ich zeige Ihnen Altenheime, und die bauen wir dann so.“ Ich weiß nicht, wie intensiv sich die beiden vorher mit diesem Thema beschäftigt hatten, aber ihre Kommentare waren eindeutig, und „langweilig“ noch der netteste. Danach stand fest: das wollten sie nicht.

Sie haben doch bestimmt eine gute Idee!

Davon, was sie stattdessen wollten, hatten sie keine rechte Vorstellung, aber sie sagten: „Sie haben doch bestimmt eine gute Idee“. Ich wollte immer, dass Sozialpolitik nicht separatistisch denkt, sondern integrativ, dass Menschen nicht nach Defiziten klassifiziert werden, sondern man davon ausgeht, dass jeder etwas kann. Und was jemand kann, findet man am besten heraus, wenn alle zusammen sind. Das hat die beiden Herren ganz offensichtlich überzeugt.

Ein Haus, in dem alle sich begegnen können, braucht einen Gemeinschaftsraum, aber das führte zu Problemen mit den Förderrichtlinien, denn die Bezuschussung für Kindertageseinrichtungen ist völlig anders als die für Altenpflegeeinrichtungen oder Jugendhäuser. Eigentlich hätten wir uns die Frage stellen müssen: „Wann setzt wer welchen Fuß auf welchen Quadratzentimeter?“ Wir haben's dann einfach gemacht, und zum Glück hat es letztlich niemanden interessiert. Es gehörte einfach eine gewisse Chuzpe dazu, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen. Ich erinnere mich noch gut an eine Gemeinderatssitzung, in der es hieß: „Aber die Alten wollen ihre Ruhe haben, die können sich nicht den ganzen Tag mit quengelnden, schlecht erzoge-

nen Kindern abgeben. Und die Kinder können sich keine sabbernden Dementen angucken. Jetzt ist sie scheinbar völlig durchgeknallt“.

Ideale Voraussetzungen in Stuttgart-Ost

Das erste Mehrgenerationenhaus sollte eigentlich in Stuttgart-Ost gebaut werden, denn dort bot sich alles geradezu auf dem Silbertablett an: Es gab das Theater im Depot, das Jugendhaus und eine Altenpflegeeinrichtung – und alles auf einem schönen Areal. Wir hätten lediglich die fehlenden Teile errichten müssen. Aber der Bezirksbeirat meinte damals: „Die wollen den Stuttgarter Osten aufkaufen“, woraufhin die Herren Kurz und Krieger diese Verhandlungen einstellten.

Zum Grundstück in Heschlach kamen wir wie die Jungfrau zum Kind: Ein großer Investor wollte einen Supermarkt bauen mit Wohnungen auf dem Dach. Der ging (zum Glück) Pleite und die Stadt sagte: „Die Müller-Trimbusch soll das Projekt übernehmen, um ihr komisches Ding dort zu bauen. Die Testamentsvollstrecker bekommen ihr Grundstück mitten in der Stadt und wir brauchen den Architekten keine Ablöse zu zahlen.“ Und so kam es dann auch – aber wir hatten ein richtiges Problem: Ich hatte noch nie ein solches Generationenhaus gebaut, konnte mich also überhaupt nicht aus, genauso wenig wie die Architekten. Der ganze ursprüngliche Entwurf musste komplett verändert werden. Hinzu kam noch ein Bauträger, der auch nichts von dieser Art Häusern verstand. Letztlich haben sich alle redlich Mühe gegeben, aber es war ein harter Weg ...

Schwierige Anfangsphase

Als das Haus 2001 eingeweiht wurde, gab es im Eingangsbereich einen „groß- und kussicheren“ Glaskasten, in dem anfangs noch ein Pförtner saß, der später abgeschafft wurde. Man kam ins Haus und wusste nicht, wohin. Die Treppe gegenüber dem Eingang führte in den Pflegebereich, durch den alle Besucher, die in den Festsaal und den Feiertag wollten, hindurchgehen mussten. Das brachte verständlicherweise den Pflegebereichsleiter auf die Barrikaden, der irgendwann mit einem Schild „Unbefugten ist das Betreten verboten“ den Treppenaufgang versperrte. Vereine sollten zwar das Haus nutzen, was sie auch taten, aber die verfolgten in erster Linie ihre eigenen Interessen. Ihre Veranstaltungen schufen keine Verbindung zum Haus und seinen Bewohnern. Stattdessen prozessierten die Anwohner.

Kurzum, das, was als gegenseitige Bereicherung gedacht war, verkehrte sich ins Gegenteil. »



« Für das Haus, das ja – einschließlich der Nutzer – komplett neu und damals einmalig war, musste nach sechs Jahren dringend ein neues Konzept entwickelt werden.

Umbau nach sechs Jahren

Gemeinsam mit Carola Haegele, die damals neu ins Generationenhaus kam, entstand die Idee des heutigen Initiativenzentrums. Es beruht auf der Basis einer Partnerschaft: Vereine können die Räume kostenlos nutzen, im Gegenzug verpflichten sie sich, sich mit ihrer Arbeit in das Haus einzubringen. Gleichzeitig wurde der „gruß- und kussichere“ Eingangsbereich zum Café, dem Café Nachbarschaft, umgebaut, die Treppe wurde gedreht, sie führt nun direkt zum Festsaal und Feiertgarten und endet nicht mehr im Pflegebereich. „Repräsentationsgrün“ und „Hünengrab“ gegenüber dem Eingang wurden ersetzt durch Sitzcken und Holzböden. All das haben die Herren Kurz und Krieger finanziert.

Damit war der Bann gebrochen: All die Kulturvereine und Gruppierungen, die es in Heschlach oder im Stuttgarter Süden gibt, überrennen seitdem das Haus. Die Verantwortlichen halten sich an die getroffene Vereinbarung und machen Dienst im Café Nachbarschaft, geben Nachhilfe oder Computerkurse oder stellen, wie die Ikebana-Frauen, einen anständigen Blumenstrauß ins Foyer.

Irgendwann kamen dann die Leute vom Brandschutz ins Haus. Die stellten fest, dass es sich beim Festsaal nicht mehr um eine Cafeteria, sondern um eine Versammlungsstätte handele, denn die Zahl war von acht Initiativen und 250 Veranstaltungen auf 42 Initiativen und 3.000 Veranstaltungen gestiegen. Und auf einmal stand „F 90“ im Raum, was heißt: eine Wand muss 90 Minuten lang brennen können, damit sich die Menschen in Sicherheit bringen können. Das hatten die Wände natürlich nicht – und die Testamentsvollstrecker investierten weitere zwei Millionen Euro.

Mittlerweile engagieren sich über 60 Vereine im Initiativenzentrum, wodurch die Bewohner des Hauses jeden Tag zwischen vier verschiedenen Veranstaltungen wählen können. Wirklich fertig ist das Haus noch immer nicht, insbesondere der Garten ist nach wie vor ein kreatives Entwicklungsfeld, das sich an die Bedürfnisse der Bewohner anpasst. Aber das ist ja auch das Wesen eines solchen Hauses. ■



Die Herren Schmid haben wirklich gespart ...



Herr Kurz, Sie sind der Neffe von Hermann Schmid, tragen aber einen anderen Namen. Demnach muss es eine Schwester gegeben haben.

Frieda, die Schwester meines Vaters, war die Frau von Hermann Schmid. Hermann Schmid war also sein Schwager. Zu Rudolf hatte ich keine verwandtschaftliche Beziehung. Rudolf Schmid war verheiratet mit Agnes Schmid. Beide Frauen sind in den siebziger Jahren verstorben.

Die Gebrüder Schmid hatten zwei Schwestern, Klara und Maria. Bis zu ihrer Heirat haben auch sie im Unternehmen gearbeitet, Klara von 1925 bis 1945, Maria von 1929 bis 1937.

Hatten Rudolf und Hermann Schmid keine Nachkommen?

Doch, Hermann Schmid hatte eine Tochter, Rosemarie Kammerer, also meine Cousine, die ihren Pflichtteil erhielt, da die Stadt Stuttgart als Alleinerbin eingesetzt war. Rudolf Schmid war kinderlos.

Seit wann sind Sie im Unternehmen?

Ich hatte bei der Degussa in Frankfurt Industriekaufmann gelernt und dort im Übersee-Export gearbeitet, als mich in den sechziger Jahren die Herren Schmid fragten, ob ich nicht Interesse hätte, nach Stuttgart zu kommen. Als gebürtiger Stuttgarter war es immer mein Wunsch gewesen, nach Stuttgart zurück zu kommen, und so begann ich am 1. April 1966 in ihrem Unternehmen zu arbeiten. Also vor 45 Jahren.

Ich habe von der Pike auf alles kennengelernt, bin im Außendienst von Haus zu Haus gegangen. Aufgrund meiner umfassenden Kenntnisse war ich für beide letztlich der geeignete Nachfolger. Hermann Schmid schätzte meine Außendienst-Fähigkeiten, Rudolf Schmid meine kaufmännischen Kenntnisse. Mit beiden habe ich 26 bzw. 28 Jahre zusammengearbeitet. Hermann Schmid starb am 17.4.1992, einem Karfreitag, Rudolf Schmid am 3. Oktober 1994, dem Tag der Deutschen Einheit. Sie haben also auch fürs Sterben ein markantes Datum gewählt. (lacht)

Und dann gab es da dieses unglaubliche Vermögen ...

... für das die Brüder Schmid die Stadt Stuttgart als Alleinerbin bestimmt haben, um damit Alten-, Wohn- und Pflegeheime zu bauen. Als Testamentsvollstrecker habe ich gemeinsam mit Herrn Werner Krieger die Nachlässe verwaltet und die Erbschaft gegenüber der Stadt Stuttgart vertreten. Durch die kreative Zusammenarbeit mit Frau Sozialbürgermeisterin Müller-Trimbusch haben wir dann Häuser gebaut, die ja einmalig sind in Deutschland, wenn nicht gar weltweit. Konzept und Architektur wurden inzwischen mehrfach prämiert. Das ist eine tolle Geschichte und darauf sind wir sehr stolz.

Heute gibt es zwei Generationenhäuser – eines in Stuttgart-West, eines in Heschlach –, das Alten-, Wohn- und Pflegeheim Rohrer Höhe, die Kindertagesstätte Pfennigacker in Heumaden, die Begegnungsstätte Schloss-Scheuer in Stammheim und einen Gebrüder-Schmid-Weg in Heschlach ...

Ja! Ich fand, die Herren Schmid hatten es verdient, eine Straße in Stuttgart zu bekommen. Frau Müller-Trimbusch hat das unterstützt, aber der Bezirksbeirat lehnte das seinerzeit ab mit dem Argument, eine Umbenennung des Unteren Wannensees in Gebrüder-Schmid-Weg sei den alt eingesessenen Heschlachern nicht zuzumuten. Daraufhin habe ich nachgeforscht, wer denn dort wohnt, und habe in meiner Eröffnungsrede für das Generationenhaus Heschlach mein Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, dass der Bezirksbeirat aus Rücksicht auf die alten Heschlacher Anwohner, der von mir gewünschten Umbenennung nicht zustimmen mochte. Und dann habe ich die Namen vorgelesen: Es waren lauter ausländische Namen, kein einziger deutscher Name war dabei. Nach drei Wochen hatten wir den Gebrüder-Schmid-Weg.

Die Gebrüder Schmid haben auch Wert darauf gelegt, den Immobilienbesitz weitgehend zu erhalten, um aus den Mieterträgen die Unterhaltungs- und Renovierungsarbeiten an den geförderten Objekten zu finanzieren.

Uns – Herrn Krieger und mir – lag immer daran, alle Häuser auf dem neuesten Stand zu halten. Um durch Mieteinnahmen einen entsprechenden finanziellen Spielraum zu haben, wurden die Liegenschaften nicht veräußert. In die Sicherheit des Eingangsbereiches des Heschlacher Hauses wurde zum Beispiel gerade 1 Mio. Euro investiert. Man kann nicht immer von der Stadt erwarten, dass sie Erneuerungen oder Renovierungen ohne Weiteres bezahlen kann. »

« Wie ist es möglich, ein Vermögen von 124 Millionen DM anzusparen?
Das ist kaum vorstellbar.

Man muss unterscheiden zwischen Barvermögen, also Konten und Wertpapieren, und Immobilien. Wie hoch genau ein Immobilienwert ist, weiß man ja immer erst, wenn man verkauft. Ich würde das Gesamtvermögen weit niedriger ansetzen, bei knapp 100 Millionen DM, aber das ist ja jetzt nicht wichtig. Auf jeden Fall war es eine gewaltige Summe.

Sie dürfen eines nicht unterschätzen: Wenn jemand sein Leben lang hart arbeitet und ein Leben lang genauso hart spart, kommt in 70 Jahren einiges zusammen. Die Herren Schmid haben wirklich gespart, sie waren beinahe geizig, haben Pfennig auf Pfennig angehäuft, und waren zufrieden. Sie haben das Geld natürlich auch klug angelegt, in Immobilien zum Beispiel. Ein Haus, das man in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren gekauft hat, hatte bis 1990 eine enorme Wertsteigerung. Das ist heute anders. Aber damals war das so.

Basierte denn das Geschäftsmodell des Unternehmens auf der reinen Vermittlung von Versicherungen oder verkauften und verkaufen Sie auch Zeitschriften und Bücher?

Den Zeitschriftenvertrieb gab es vor meiner Zeit. Genauer gesagt, handelte es sich um eine Abonnenten-Versicherung: Die Zeitschriften hatten einen kleinen Aufpreis, durch den man mit 1000 Mark z. B. unfallversichert war. Diese Idee kam aus den angelsächsischen Ländern. Die Käufer mussten als Nachweis der Zahlung die Quittung aus der Zeitschrift ausschneiden. Zusätzlich brauchten sie natürlich eine Police. Wenn eine Zeitschrift dadurch statt 80 Pfennig eine Mark kostet, stimmt die Relation noch. Kostet aber die Zeitschrift 80 Pfennig und die Versicherung irgendwann zwei Mark, dann stimmt die Relation nicht mehr – dieser Umstand führte zur Trennung der Geschäfte, und 1966 wurden die Zeitschriften ganz aufgegeben.

Seither sind wir eine Mehrfach-Versicherungs-Generalagentur. Wir vermitteln Verträge und kassieren auch die Prämien, leben also weniger vom Vermitteln als vielmehr vom Inkasso. Die Herren Schmid haben die kassierten Beträge immer sehr risikolos und klug angelegt, Aktien zum Beispiel gab es bei Rudolf Schmid nie und nimmer. Nach dem Motto: Lieber weniger Rendite und dafür auf Nummer sicher gehen.

Sie haben sehr lange mit beiden zusammengearbeitet – fast dreißig Jahre...

Ja, seit 1966. Zwanzig Jahre später, 1986, bin ich Geschäftsführer geworden und leite seither die Firma eigenverantwortlich. Danach lebte Hermann Schmid noch sechs Jahre. Er kam bis zum Schluss immer wieder vorbei und hat sich nach allem erkundigt. Rudolf Schmid kam auch lange in die Firma, aber später habe ich ihm die Unterlagen nach Hause gebracht, wir haben alles durchgesprochen – bis zum Schluss. »



1897 Geburt von Rudolf Schmid

1899 Gründung eines Buch- und Zeitschriftenhandels durch den Vater, Josef Schmid

1904 Geburt des Sohnes Hermann

1924 Tod von Josef Schmid, Rudolf und Hermann Schmid übernehmen die Firma

1966 Eintritt von Edgar Kurz, Neffe von Hermann Schmid, ins Unternehmen

1992 Tod von Hermann Schmid

1994 Tod von Rudolf Schmid

1994 betrug das Gesamtvermögen der Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung 124.691.674,71 DM (85.755.926,71 DM Barvermögen, 38.935.748,00 DM Grundvermögen)

(Quelle Stadt Stuttgart 2001)

Aus Stiftungsmitteln wurden erbaut:

Hermann Schmid und Rudolf Schmid Stiftung Kindertagesstätte Pfennigacker (Mai 1998), Haus Rohrer Höhe (August 1998), Generationenhaus Heschlach (Juli 2001), Generationenhaus West (Januar 2002), Bürgerhaus und Begegnungsstätte Schloss-Scheuer, Stammheim (2001)

„Die Stiftungsfinanzierung ermöglichte es uns, diese Häuser so zu bauen, wie man sie eigentlich haben möchte. Wir konnten über Architektur und Raumgröße, Lichteinfall und Helligkeit, Farben und Materialien, Lebens-, Arbeits- und Wohnqualität entscheiden. Diese großartige Freiheit haben wir genutzt – für die Menschen, die sich darin wohl fühlen sollen.“ (Edgar Kurz, Testamentsvollstrecker)

« Die beiden saßen sich in diesem Büro gegenüber, und wenn beide heute auferstehen würden ..., sie würden sich sofort wieder hier zu Hause fühlen. Das ist so. Ich habe alles so gelassen.

Ein Arbeitsleben von 70 Jahren?

Ziemlich genau, ja. Hermann Schmid trat mit 20 Jahren ins Unternehmen ein, er wurde 88. Rudolf Schmid trat im Alter von 27 Jahren ein, er wurde 97.

Die beiden haben sich hervorragend ergänzt. Hermann Schmid war der Typ Vollblutverkäufer, den man vorne rausschmeißt und der hinten wieder reinkommt. Und Rudolf Schmid, der Banker, hat das erwirtschaftete Geld sauber und risikolos angelegt. Das hätte Hermann Schmid nie gekonnt und Rudolf Schmid hätte nie etwas verkaufen können.

Hermann Schmid war morgens um 4.30 Uhr im Büro. Um 7.30 Uhr ist er rausgefahren zu den Kunden und ist von Haus zu Haus gegangen. Abends um 18.30 Uhr war er wieder zu Hause – er hat nur gearbeitet.

Es hört sich aber so an, als sei das sein Leben gewesen, das Leben, das er wollte.

Ja, das war es. Er war sehr zufrieden. Viele Menschen haben mich gefragt: „Wie kann man nur so ein Leben führen?“ Ich habe dann gesagt: „Es mag schwer verständlich sein, aber der Mann ist mit sich und in sich zufrieden.“ Er freute sich über den Zuwachs auf seinem Bankkonto.

Das heißt, er war gar kein freudloser Mensch?

Er war total humorvoll und umtriebig und hat seine Späßchen gemacht.

Und wie war Rudolf Schmid?

Der war ein anderer Typ – eher nicht zu Späßen aufgelegt. Er wäre zum Beispiel nicht im Traum auf die Idee gekommen, bei einer Betriebsfeier zu tanzen. Auf der anderen Seite war er jemand, der sich auch mal etwas gönnt hat. Während Hermann Schmid der Obersparer war, der höchstens eine Woche Urlaub machte oder mit einem Bus der SSB nach Holland fuhr, konnte Rudolf Schmid sich durchaus etwas gönnen – gern auch mal einen etwas längeren Aufenthalt in einem schönen Kurbad.

Beide, Herr Rudolf Schmid und Herr Hermann Schmid, waren Originale, von denen es leider immer weniger gibt und ein Glücksfall für die Stadt Stuttgart. ■

Bernd Lange

Barrierefreie Nachbarschaftshilfe



Das Café Nachbarschaft gab es nicht von Anfang an. Doch einen Kaffee aus der Nachbarschaft konnten Bewohner und Mitarbeiter im Generationenhaus schon lange davor genießen. Ermöglicht hatte es Gabriele Abele, die zusammen mit ihrem Mann Peter ihr Tabakwarengeschäft in der Böblinger Straße führte. Allerdings, ihr Angebot war sehr viel umfangreicher: Zeitungen und Zeitschriften, Toto und Lotto, Fahrkarten und Tickets, Süßigkeiten und Getränke.

Und so kam es, dass immer mehr Bewohner und Mitarbeiter die Abeles in ihrem Laden aufsuchten. Das Ziel dort war der neu angeschaffte Universal-Getränkeautomat, der frischen Kaffee, Kakao, Tee, Cappuccino und warme Milch spendete. Und das über einen langen Zeitraum hinweg für 30 Cent pro Glas oder Tasse.

Das hatte sich schnell herumgesprochen – der Abele-Laden wurde zur 'Auf-Tankstelle', zum interaktiven Kommunikationstreff fürs Generationenhaus. Und so ergab es sich, dass diejenigen, die aus gesundheitlichen Gründen gehandicapt waren, von Gabriele Abele direkt versorgt wurden. Ein Anruf genügte... und Getränke, Lesestoff, der ausgefüllte Lottoschein, ja auch andere Wünsche des täglichen Bedarfs, beispielsweise vom Bäcker, aus dem Supermarkt oder vom Blumenladen, wurden direkt ins Zimmer oder ans Bett gebracht. Was gemeinhin als Botendienst bezeichnet wird, für Gabriele Abele war es eine selbstverständliche Form der Nachbarschaftshilfe, mit der sie sich dem Haus verbunden fühlte. Es ging bis dahin, dass sie Bewohner, die auf einen Rollstuhl angewiesen waren, zu Konzertveranstaltungen o. ä. im Viertel hinbrachte und wieder abholte.

Im Jahre 2007 gaben die Abeles ihr Geschäft in jüngere Hände. Doch die Tradition der Nachbarschaftsbetreuung wird auch von den jetzigen Besitzern Susanne und Volker Suchanek fortgeführt: So erhält so mancher Bewohner bereits am Morgen druckfrisch die aktuelle Zeitung an den Frühstückstisch.

Zurück ins Jahr 2000: Als für Gabriele und Peter Abele feststand, dass sie nach der Fertigstellung des Generationenhauses dort einziehen, war es für die beiden genau so klar, dass sie, zum Wohle der Bewohner, ihre Geschäftsräume barrierefrei ausstatten werden.

Alles in allem ist es ein wunderschönes Beispiel für unmittelbar gelebte Nachbarschaftshilfe – ein Engagement, das nicht hoch genug eingeschätzt werden darf. ■

Mikrokosmos Generationenhaus

Ein sehr persönliches Resumée

Ein ganzer Stadtteil geht im Generationenhaus ein und aus: Familien, Vereine, Menschen, die nicht allein zu Hause sitzen möchten oder die es dort alleine nicht mehr aushalten. Auch Jugendliche kommen, die versuchen, in einem verdichteten Wohngebiet wie Heschlach letzte Freiräume für sich zu erobern, in einem Umfeld, das objektiv gesehen problematischere Zeiten erlebt hat.

Die Öffnung des Hauses für alle Menschen, unabhängig von Alter, Geschlecht, kultureller Zugehörigkeit, Nationalität oder sozialem Umfeld, ist gewollt. Feiertag, Freigelände, Festsaal und das Café Nachbarschaft sollen Kontaktbörse und Begegnungsstätte sein, hier sollen Menschen Unterstützung, Beratung und Betreuung finden. Die Bewohnerinnen und Bewohner, ob in der Wabe, der Jungen oder der Seniorenpflege profitieren vom Leben im Haus, zu dem ganz wesentlich die Veranstaltungen der Vereine beitragen.

Das Generationenhaus bildet das ganze Leben Heschlachs ab, das Ganze im Viertel eben. Selektion hätte den Vorteil, dass weniger Rücksicht genommen werden müsste, und leider haben wir uns an homogene Gemeinschaften gewöhnt. Die Heterogenität der Generationenhäuser verlangt eine alte Tugend: Respekt. Respekt vor der Andersartigkeit und den Bedürfnissen anderer, nicht nur den vor meiner eigenen Individualität.

Andersartigkeit und unterschiedliche Bedürfnisse unter ein Dach zu bekommen, ist eine Kunst. „Ruhe“ im Sinne von „keine Herausforderungen“ gibt es nicht. Das ist Leben. Solange die Schnittmenge gemeinsamer Ansprüche groß genug ist, sind Probleme im Umgang damit eine wunderbare Lernchance für Respekt und Rücksichtnahme. Aber es braucht „Kümmerer“, damit aus Problemen Chancen und keine Konflikte werden.

Das Modell der Generationenhäuser ist von Stuttgart in die Welt gegangen. Für viele Menschen sind sie der Inbegriff modernen urbanen Lebens. Es lohnt sich, dafür das gewohnte Denken zu verlassen. ■



Wie sich eins ins andere fügte – und so zu einem Gesamtbild wurde

*Manchmal sind es die Schatten,
die von Menschen ins richtige Licht
gerückt werden müssen.*

Gemeinhin werden Ereignisse, die auf den ersten Blick kein zusammenhängendes Gefüge erkennen lassen, in unseren Gesellschaftskulturen gerne als 'reiner Zufall' abgetan. So mag es sich auch für den einen oder anderen Bewohner Heslachs dargestellt haben, der Hilde Hoschek kennenlernen und erleben durfte.

1997 zog sie ins 'alte' Heslach, in eine Gegend, die durchaus einen historischen Wert für den Stuttgarter Süden darstellt. Zufall? Oder Fügung? Mit dem Lesen der letzten Worte dieser Geschichte, die in Verbindung mit dem Generationenhaus auch ein Stück Geschichte für Hilde Hoschek wurde, mag sich jeder selbst ein Bild machen.

Nur kurze Zeit später nach ihrem Einzug weckte ein abgestellter Bagger ihr Interesse. Ein Bagger, der auf dem damals inzwischen zur Brache gekommenen Areal und seinen größtenteils baufälligen Gebäuden zunächst einmal nur dastand. Für Hilde Hoschek wurde diese 'Begegnung' zu einem Schlüsselerlebnis. Von nun an täglich führte sie der kurze Weg auf das Grundstück, von dem sie vermutete, dass dort bald umfangreiche Abbau- und Aufbaumaßnahmen folgen würden. Mit ihrer einfachen Kamera fotografierte sie, was ihr sozusagen 'vor die Linse kam'. Erst draußen vor und auf dem Gelände, und dann – verbotenerweise – auch in den verbliebenen Gebäudeteilen und Ruinen im Inneren. Hilde Hoschek war nicht mehr zu bremsen – nichts entging ihren Augen und damit auch nicht dem Sucher ihres Fotoapparates.

An einem Tag war es ein holzvertäfeltes Erkerzimmerchen im hinteren Teil, an einem anderen ein Graffiti, das Jugendliche, die vielleicht zur Hausbesetzerszene gehörten, in dem verlassenen Eingangsbereich an einer abgebröckelten Wand hinterlassen haben. Dann wiederum stand sie vor einem verwinkelt verwunschenen Dachzimmerchen, in dessen Holzdielen sich bereits der Holzwurm genüsslich eingenistet hatte, plötzlich hielt sie sich an einem wunderschön gedrehten Geländer in einem noch übriggebliebenen

Treppenhaus fest. Ihre Schritte führten sie in die denkmalgeschützten Bauten, so in einen riesigen Gewölbekeller, in dem mal Bier gelagert wurde, und ihr dann allerdings ein unangenehm modriger Geruch entgegenströmte. Fasziniert stand sie vor einem in die Jahre gekommenen Hinweisschild, auf dem inzwischen in verwitterten Buchstaben zu lesen war, dass die frühere Fabrikantenvilla auch mal einer Hotelkulisse für eine Filmproduktion gedient haben muss.

Wer die Fotografien von Hilde Hoschek gesehen hat, konnte sich auch ein Bild davon machen, wie es hier früher ausgesehen hat. Das meiste war verstaubt und verschmutzt, morsch und morbide, doch mit ein wenig Phantasie wurde so manches wieder lebendig... strahlte fast in altem Glanz. Selbst beeindruckt, hielt sie beeindruckend fest, wie im Chaos von Armierungen und Beton und Steinen, von Baumaterial und Menschen, die in diesem Wirrarr den für die Statik zwingend erforderlichen Überblick behalten mussten, sich neues Bauwerk und altes Restaurierungsbedürftige zu einer Einheit zusammenfügten. Ihre Bilder sind ein Zeugnis dessen, was ansonsten in unserer heute so hektischen Zeit untergegangen, ja verloren gegangen wäre – sie, die Bilder, erzählen eine Geschichte, und sie, Hilde Hoschek, hat damit eine Geschichte geschrieben.

Irgendwann dann begannen die Bauarbeiten, Bagger & Konsorten kamen zum Einsatz. Argwöhnisch beobachtet von den Bauarbeitern ignorierte sie Absperrungen und Bauzäune, um weiterhin zu fotografieren, was durch den Abriss, durch den Aushub, durch die Freilegung von Fundamenten an altem Neuen und Spannenden zu Tage trat. Hilde Hoschek gelang es, mit 'Engelszungen' den Bauleiter von der Notwendigkeit ihrer Anwesenheit zu überzeugen. Mit dem Ergebnis, dass sie eines Tages einen schwarzen Bauhelm in die Hand gedrückt bekam, um mit diesem auf dem Kopf nun im gesamten Baugrundstück jederzeit ihrer inzwischen motivierenden Verpflichtung nachkommen zu können: All das zu dokumentieren, was sich in, unter, vor, zwischen und hinter den Mauerresten an Unschätzbarem, an Unbekanntem, an Ungewöhnlichem verbarg. Ihre fotografische Sammlung dessen, was die Geschichte der Frank'schen Brauerei bis hin zum neu entstehenden Generationenhaus Heslach verkörperte, ist ein beredtes Zeugnis, dessen 'Dokumentation' in Bildern nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Hilde Hoschek ist es zu verdanken, dass die jüngere Geschichte dieses Teils von Heslach für die Nachwelt in bildhafter Erinnerung bleiben konnte – insgesamt sollten es an die 500 Bilder werden.

Es liegt natürlich in der Dynamik unserer Zeit, dass Bauvorhaben in den meisten Fällen ihrer Fertigstellung entgegensehen. Da sollte auch die Planung und Ausführung des Generationenhauses keine Ausnahme bleiben. Und dass einer der Architekten, Kai Haag, auf Hilde Hoschek aufmerksam wurde, ließ sich dann nun wirklich nicht mehr unter der Rubrik 'Zufall' einordnen. »



« Ein zweiter 'Grundstein' war schnell beschlossen – und wurde zur Einweihung des Hauses auch gelegt: die Ausstellung der eindrucksvollsten, der aussagekräftigsten, der faszinierendsten Bilder von Hilde Hoschek. Der Architekt höchstpersönlich hat mit dazu beigetragen, dass die Fotografien einen würdigen und auch denkwürdigen Rahmen im neuen Generationenhaus erhalten haben.

Und am Ende, also zur Einweihungsfeier und Eröffnung des Hauses, war es absolut kein Zufall mehr, wie sich der Spannungsbogen zu einer Inszenierung schließen sollte: Als 'krönender' Abschluss der offiziellen Feierlichkeiten, als letzte Rednerin – in keinem Programm vorgesehen – trat Hilde Hoschek für alle überraschend vor die Honoratioren auf die Bühne und überreichte mit wenigen Worten des wohlwollenden Dankes den Bauhelm zurück an den Bauleiter. Den schwarzen Bauhelm, der ihr erlaubte, ungehindert den gesamten Bau in Bildern für die Nachwelt festzuhalten – gefüllt war er mit blauen Stiefmütterchen.

Das alles liegt nun bereits mehr als 10 Jahre zurück. Ob ihre damaligen Erlebnisse wirklich nur zufällig, sozusagen auf gut Glück, geschehen sind, mag Hilde Hoschek weder ausschließen noch bestätigen. Doch die Koinzidenz der Fälle in Heslach, speziell im historisch bedeutsamen Ortsteil, der ihr zur neuen Heimat wurde, zeigten, dass sich mit dem Bau des Generationenhauses eines ins andere fügte. Bis heute zählt Hilde Hoschek zu einer der engagierten Mitstreiterinnen der 'Lokalen Agendagruppe Alt-Heslach', die sich im Rahmen städtebaulicher Aspekte u. a. für den Erhalt des historisch gewachsenen Charakters eines liebenswerten Stadtviertels einsetzt. ■

Begleitende Worte, die Hilde Hoschek als Dankeschön für ihre Ausstellung neben die Bilder aufgehängt hatte:

Die Entstehung des Generationenhauses Stuttgart-Heslach der Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung

Eiserne Krallen und Zähne an lebendig gewordenen, hungrigen Baggern, riesige rotierende Fräsen, tonnenschwere Betonbirnen, Schuttberge aus Brettern und Steinen, aus allen erdenklichen Materialien, tiefe Gruben, wo einstmals gewölbte Keller und Gänge, gewaltige Fundamente und Blicke bis zum Himmel, wo filigrane Baukräne mit blattlosen Winterästen alter Bäume konkurrieren – das waren die Bilder, die mich faszinierten und die ich festhalten mußte.

Meine Neugierde ließ mich nicht ruhen. Ich mußte verfolgen, wie aus diesem „Chaos“ aus Maschinen, Materialien und umherwimmelnden Menschen etwas Ganzes, Großes, etwas Sinnvolles entstehen würde.

Es ist ein schönes Geschenk geworden, ein Haus für uns alle, für alle Heslacher.

Bernd Lange

Am Ende lesenswert

Ein Buch, das nicht gelesen wird, ist kein lebendiges Buch. Das war allen Beteiligten an diesem Buch von Anfang an klar. 'Das Ganze im Viertel' ist zu einem Buch geworden, in das jeder Einzelne, der daran mitwirken durfte, viel Herzblut hineingelegt hat. Es blieb dennoch eine lange Zeit die bange Frage, ob dieses Buch auch das Licht der Welt erblicken kann, ob es gedruckt und gebunden werden kann. Großzügige Spenden der Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung, des Bezirksbeirates im Stuttgarter Süden und von Gewerbetreibenden in unserem Viertel gaben uns die Zuversicht, machten uns Mut, ermöglichten am Ende, eine 'anständige' Auflage drucken zu lassen.

Doch wie sollte es weitergehen? Verkaufen, geschweige denn das Erzielen von Gewinnen ist weder Aufgabe der Stiftung, noch obliegt dies dem Generationenhaus. Um die Herstellungskosten im vollem Umfang abdecken zu können, freuen wir uns über jedes verkaufte Buch. Und diesen von uns erwünschten Verkauf haben zwei Heslacher Einzelhändler dankenswerterweise übernommen, die mit einer langen Tradition die Bewohner im Viertel immer schon mit Außergewöhnlichem versorgt haben. Mit Außergewöhnlichem, das mehr zu den alltäglichen Dingen des Lebens gehört. Und daher auch mit zu den schönsten Dingen des Lebens zählt: das haptische Erlebnis, das Papier schenkt. Zum einen Bücher, die das 'Buch im Süden' von Beate Hiller bietet. Zum anderen alles, was dem Schreiben dient und darüber hinaus, von 'Büro + Papier Simmendinger', in dem jeder rund ums Papier so gut wie alles findet. Beate Hiller und Marc Simmendinger sehen es als selbstverständlich, dieses Buch für unser Viertel und natürlich auch für alle Bürger Stuttgarts und Umgebung anzubieten. Und damit auch zu unterstützen, dass es in die Hände aller gelangen kann.

Auf die Frage, was sie bewogen hat, das Buch 'Das Ganze im Viertel' in ihr Angebot im 'Buch im Süden' mit aufzunehmen, gab Beate Hiller zur Antwort: *„Dieses Buch erzählt viele Geschichten von Menschen, die hier im Stuttgarter Süden leben und arbeiten. Geschichten über Begegnungen zwischen Kulturen und Generationen, Geschichten von Projekten, die nur in so einem Haus Wirklichkeit werden können. Getragen vom Gedanken der beiden Stifter und gelebt von Menschen, die sich auch heute noch in ihrem Sinne engagieren. Viele werden sich oder ihre Nachbarn in diesem Buch wiederfinden und bekannte Gesichter entdecken.“* Und sie fügt hinzu: *„Selbstverständlich nehme ich das Buch in mein Sortiment auf und übernehme auch gerne den Vertrieb für eine Sache, die für Heslach und den gesamten Süden so wichtig ist und bleibt.“*

Marc Simmendinger sieht seine Bereitschaft, dieses Buch neben seinem eigentlichen 'Geschäft' anzubieten, genauso. Und er ergänzt: *„Es ist ja nicht das erste Mal, dass ich zusätzlich zu meinem gesamten Sortiment des Bürobedarfs im weitesten Sinne auch Bücher über Heslach, über bekannte*

Persönlichkeiten aus dem Viertel oder auch von Schriftstellern bzw. Autoren, die sich mit der Geschichte Heslachs beschäftigt haben, erfolgreich verkaufen konnte. Und da ist es doch naheliegend, dies auch mit diesem Buch über 'Das Ganze im Viertel' zu tun. Zumal ich durch die unmittelbare Nähe der Menschen im Generationenhaus, quasi gleich gegenüber, eine Vielzahl von Kunden habe, die gerne in meinen Laden kommen.“

Am Ende dieses Buches steht die Erkenntnis: Es ist jeden Tag ein neuer Anfang – wir wohnen in einem lebendigen Viertel, in dem auch ein lebendiges Buch seinen Wert hat. Mit seinem Lesenswert und damit auch ein Stück weit mit seinem Lebenswert für die Bewohner.

Den Beteiligten an diesem Buch bleibt der besondere Dank an Beate Hiller und Marc Simmendinger für ihre tolle Unterstützung. ■



Marc Simmendinger

Büro + Papier
Simmendinger GmbH

Böblinger Straße 79
70199 Stuttgart

Telefon 0711 6405155

msimmendinger@t-online.de
www.simmendinger.com



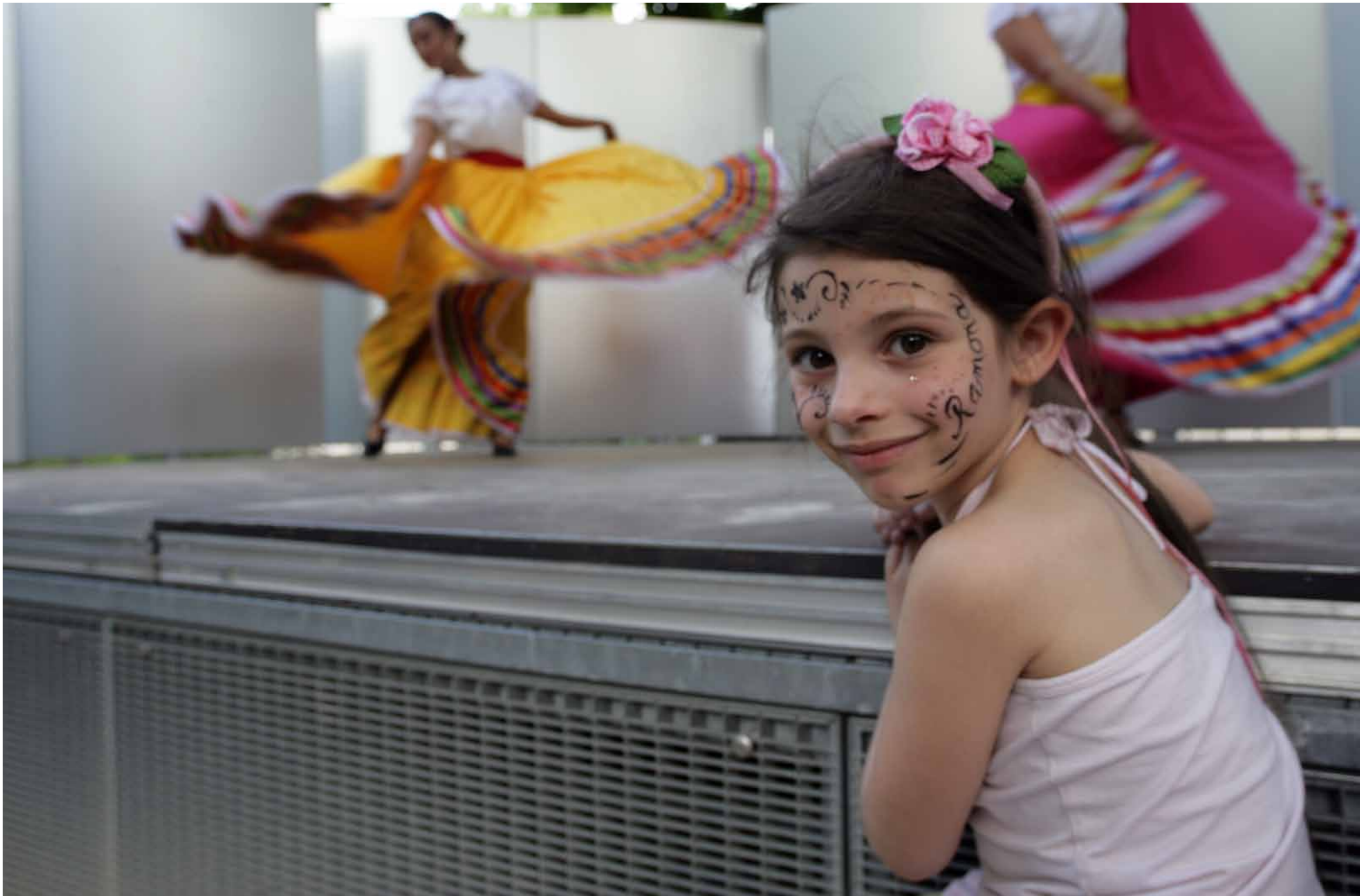
Beate Hiller

Buch im Süden

Böblinger Straße 151
direkt am Bihlplatz
70199 Stuttgart

Telefon 0711 6493852

buchimsueden@t-online.de
www.buchimsueden.de



Das Redaktionsteam



Ehrenamt? Für mich hat das nicht viel mit „Ehre“ zu tun. Und, um ehrlich zu sein, freiwillig und unentgeltlich arbeite ich nur, wenn die Bedingungen gut sind.

2010 kam ich zum ersten Mal ins Generationenhaus Heselach der Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung und ehe ich's mich versah, führte ich mit Carola Haegele, der Leiterin des Initiativenzentrums, ein intensives Gespräch darüber, wie das Haus noch besser in Heselach und im Stuttgarter Süden verankert und bekannt gemacht werden könne. Die Idee war geboren, ein Buch zu machen über die Entstehung des Hauses, seine Bewohnerinnen und Bewohner, die Initiativen und Vereine, die hier ein und aus gehen. Weil es aber ein lebendiges Buch werden sollte, das möglichst viele Heselacher und „Südler“ in ihren Geschäften verkaufen würden, wollten wir etwas über Handel und Gewerbe, Unternehmen und Historie recherchieren, und wir wollten schreiben über Originale und Originelles, Kurioses und Skurriles.

Manchmal weiß man nicht, warum sich Dinge fügen. Jedenfalls tauchten plötzlich Freiwillige auf, echte Profis, die etwas von Werbung, Text, Fotografie, PR und Redaktion verstehen, und in Windeseile war ein Team beisammen, das mit Ideenreichtum und Engagement so gute Strukturen entwickelte, dass das Arbeiten zur wahren Freude wurde. Unser Werbetext-Profi, Bernd Lange, schenkte uns dann auch noch einen Titel, der treffend die Vielfalt Heselachs beschreibt, die sich „ganz und gar“ im Generationenhaus Heselach der Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung spiegelt.

Nun hoffe ich, dass vielen Menschen im Stuttgarter Süden und darüber hinaus „Das Ganze im Viertel“ gefällt. Und ich würde mich sehr darüber freuen, wenn auch die anderen vier Rudolf Schmid und Hermann Schmid Häuser in Stuttgart von diesem Buch profitieren könnten. ■

Hannelore Ohle-Nieschmidt



Lesen und Schreiben waren in der Schule schon meine Lieblingsfächer. Und die Wertschätzung für die Sprache, die Bedeutung des Wortes, hat mich mein bisheriges Leben immer begleitet – beruflich und privat.

Vielleicht sollte es dann auch kein Zufall gewesen sein, dass ich mich unverhofft, doch um so beflügelter, dem einen oder anderen Wort für dieses Buch widmen durfte?! Als einziger aller Wort- und Bildbeitragenden für 'Das Ganze im Viertel' bin ich derjenige, der auch mittendrin im Viertel wohnt und lebt. Möge es dazu beigetragen haben, dass sich aus so manchem Wort aus meiner Feder auch die Nähe zum und das Verbindende mit dem Generationenhaus und den Menschen im Viertel herauslesen lässt.

Wer liest und schreibt, setzt sich auch kritisch mit der Sprache auseinander. Dabei bin ich an einem Wort hängengeblieben, das aus meiner Sicht alle, die durch ihr hilfreiches Miteinander dem Generationenhaus seinen

Charakter als multilateralen Begegnungsort gegeben haben, absolut missverständlich bezeichnet: als 'Ehrenamtliche'.

Dazu werde auch ich gezählt – und um drastisch zu sein, mir sträuben sich dabei die Nackenhaare. Für mich ist es

- a keine 'Ehre', was ich tue – schon gar nicht möchte ich, dass auch nur ein einziger Mensch womöglich noch Ehrfurcht davor hat;
- b nichts 'Amtliches', was ich mache – entspringt doch die Motivation, für andere da zu sein, einem freiwilligen, aus eigenem Antrieb erwachsenen und, ja auch einem empathischen Bedürfnis. Da sehe ich nichts von oben herab Verordnetes, keine Regeln oder gar amtlich vorgegebene Vorschriften, keine Funktion – funktioniert habe ich nicht und werde ich in dieser Aufgabe auch weiterhin nicht.

Wenn ich an dieser Stelle das Engagement all derer, die ihren unermüdlchen und uneigennützigem Beitrag für unser gesellschaftliches Füreinander mitgestalten, herausstelle, dann möchte ich diese Menschen ab sofort als 'Daseinskümmerner' begrüßen.

Ich wünsche jedem, der dieses Buch in Händen hält, die ungezwungene Kurzweil beim Lesen dessen, was für ihn im Hiersein und Dasein lesenswert ist. ■

Bernd Lange



Vor ungefähr drei Jahren half ich bei der Gestaltung des Café Nachbarschaft im Generationenhaus Heselach mit und stellte für die Ausstattung einige Fotos zur Verfügung.

Dabei kam ich sowohl mit den Bewohnern des Generationenhauses Heselach als auch mit Menschen in Kontakt, die im Haus in Initiativen und Vereinen engagiert sind. Ich selbst habe dadurch für mich das ehrenamtliche Engagement entdeckt. Da ich freiberuflich arbeite, konnte ich einen großen Teil meiner Freizeit dort einbringen.

Der zwanglose Umgang von Menschen unterschiedlichsten Alters und unterschiedlicher Herkunft haben meine Sichtweise auf mein Umfeld und meinen Alltag stark beeinflusst. Da das Café Nachbarschaft geeignete Räume bietet, beschloss ich, Fotoausstellungen mit und über die Menschen im Generationenhaus Heselach zu organisieren und zu zeigen.

Es ist mir inzwischen ein Bedürfnis zu helfen, wo ich kann. Und zu tun gibt es viel – angefangen bei der Bedienung der

Bewohner, die sich im Café aufhalten, bis zur Begleitung bei Behördengängen. Besonders große Freude macht es mir, den Bewohnern und Nutzern des Generationenhauses Heselach mit meinen Fotografien fremde Welten, den Nächsten oder sich selbst näher zu bringen. Dadurch kann ich auf ideale Weise meinen Beruf mit meinem ehrenamtlichen Engagement verbinden.

Das Ehrenamt im Generationenhaus bietet mir die Möglichkeit, in zwanglosen zwischenmenschlichen Kontakten – unabhängig von Alter, Herkunft oder Religion – dem gegenseitigen Verständnis und friedlichen Miteinander zu dienen. ■

Mehmet Werner



Was tu ich hier eigentlich?? Wenn ich nach meinem Beruf gefragt werde, komme ich stets ins Grübeln. Was soll ich sagen? Dipl.-Wirtschaftsingenieurin (FH) – weil es so auf meiner Diplom-Urkunde steht? ‚Selbständige Hausfrau‘ – weil ich ein Gewerbe angemeldet habe, in diesem Bereich jedoch zurzeit nicht tätig bin? Ist ja auch egal – ich gehe einer Tätigkeit nach, die mich ausfüllt und mir Freude macht: Ich bin ehrenamtlich unterwegs!

Zum Beispiel hier im Generationenhaus Heschl, wo ich das Redaktionsteam für dieses Buch geleitet habe und die Öffentlichkeitsarbeit unterstütze. Dabei kann ich meine Fähigkeiten einbringen, lerne interessante Menschen und deren Ansichten kennen, übernehme Verantwortung, bin gefordert.

Bei ehrenamtlicher Tätigkeit profitieren beide Seiten: Der Nehmende erhält kostenlos Know-how, Zeit, Zuwendung. Dem Gebenden werden Anerkennung, Wert-

schätzung und Anregungen geschenkt. Gut, ich erhalte kein Gehalt für meine Arbeit. Dafür kann ich jedoch ohne Druck oder Kunden im Nacken am Berufsleben teilhaben. Im Generationenhaus Heschl habe ich so viel Neues gelernt, so viele tolle Menschen getroffen – das ist für mich Lohn genug! ■

Elke Golla-Seidenspinner

Impressum

Redaktion:

Elke Golla-Seidenspinner
Bernd Lange
Beatrice Meyer
Hannelore Ohle-Nieschmidt
Mehmet Werner

Texte:

Redaktionsmitglieder
Sabine Böhringer
Wolfgang Kress

Fotos:

Mehmet Werner (alle)
außer:
S. 22 + 24 Sammlung Dr. Wolfgang Müller
S. 23 + 67 Sammlung Wolfgang Kress
S. 25 Sammlung Siegfried Bassler
S. 53 Gerhard Zipp
S. 72 Hilde Hoschek

Titelfoto:

Mehmet Werner

Gestaltung:

soldan kommunikation, Stuttgart

Druck:

Logo Print GmbH, Riederich

1. Auflage: 1.000

Generationenhaus Heschl der Rudolf Schmid
und Hermann Schmid Stiftung Stuttgart

www.generationenhaus-heschl.de

© 2011

Copyright für die Texte liegen bei den Autoren, für die Bilder sowie die dankenswerterweise zur Verfügung gestellten Karten und Fotografien bei den Rechteinhabern. Alle Rechte vorbehalten.

Das Redaktionsteam dankt allen, die dieses Buch ermöglicht haben:

den Sponsoren
Rudolf Schmid und Hermann Schmid Stiftung
Bezirksbeirat Süd
Buch im Süden

allen Nutzern, Bewohnern, Mitarbeitern, Nachbarn und Freunden des Generationenhauses Heschl, die uns ihre Zeit, ihre Erfahrungen und ihr Know-how zuteil werden ließen, die uns mit Kaffee und Gebäck versorgt haben, die uns ermutigt haben, das Buch zu veröffentlichen und die uns helfen, es zu verbreiten.

Rudolf Schmid
und
Hermann Schmid | Stiftung

STUTTGART

